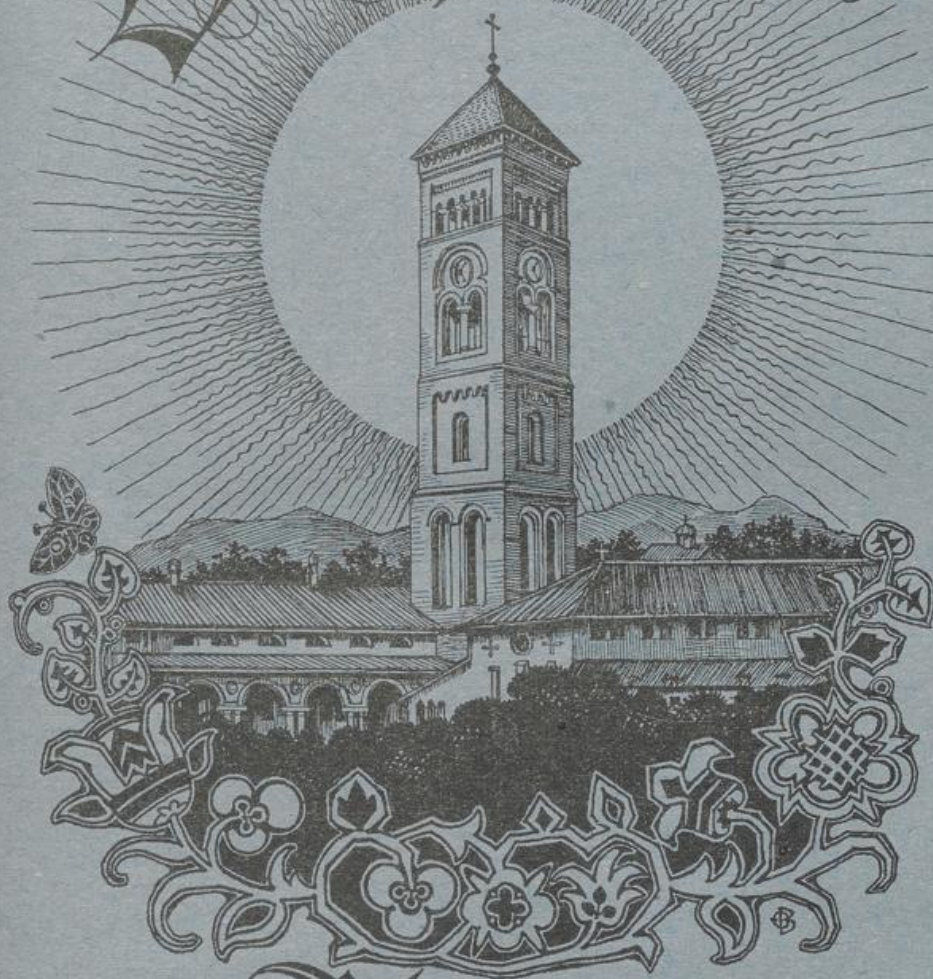


Vergißeinnicht 1928

4 (1928)

Vergißmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 4

April 1928

46. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimsingen resp. im Missionshaus St. Paul,
Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	M 2.—	Italien	Lire 10.—
Einzelbezug	M 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postsparkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postsparkonto Köln 1 652

für Schlessen und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postsparkonto Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postsparkonto Luzern VII 187

„Dazu ist ja die Kirche geboren, das Reich Christi in aller Welt auszubreiten und so die gesamte Menschheit des Heiles der Erlösung teilhaftig zu machen“

„Freuen dürfen wir uns indessen, daß gerade jetzt in den letzten Jahren jene Ordensgesellschaften, die sich den heiligen Missionen bei den nichtchristlichen Völkerschaften widmen, mit ganz neuem Eifer ihre Mühen und Erfolge verdoppeln, und daß den gesteigerten Arbeiten der Missionare auf Seiten des christgläubigen Volkes jede gesteigerte Hilfe und Unterstützung das Gleichgewicht hält“

„Den Gläubigen sollte es noch mehr zum Bewußtsein kommen, mit welcher innerer Begeisterung, mit welcher inständigem Beten zu Gott, mit welcher Freigebigkeit sie zu einem so heiligen und fruchtbaren Werke einmütig mitarbeiten müssen.“

(Worte des hl. Vaters Papst Pius XI. aus der Enzyklika vom 28. 2. 1926)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission

Nr. 4 April 1928 46. Jahrgang

Großstadt-Ostern

Die hohen Häuser liegen starr und stumm
In dieses Ostermorgens früher Stunde.
Noch legt kein Ahnen von der frohen Kunde
Den grauerwohnten hellen Schleier um.

Was ist für sie der Auferstehungsang?
Was Osterjubil, helles Glockenläuten?
Was soll in diesem Steinmeer noch bedeuten
Der Glaube an des Heilands Kreuzesgang?

Herr! Gehst Du selbst nicht durch der Straßen Reih'n,
Um all die toten Seelen aufzuwecken,
So werden Nacht und Finsternis sie decken,
Es wird verdunkelt Deines Lichtes Schein.

Du aber bist der Herr der Ewigkeit.
Und klopfst Du heimlich nur an alle Türen,
So werden die Verirrten Sehnsucht spüren
Nach Deines Friedens stiller Seligkeit.

Und aus dem Häusermeer der Riesenstadt
Strömt Dir ein heilig Gloria entgegen.
Ach Herr — ach sende Deinen Gottesseggen,
Auf daß sie doch ein selig Ostern hat.

Else Budnowski

Das Geheimnis des Lebens

Gedanken am Grabe Christi

Von P. Gemmel, S. I.

Das ist der Karfreitagszauber — das geschichtlich erprobte Wahre, das erhabene Künstlerische der unvergleichlichen Tragödie der Karwoche, daß sie uns nicht in das bare kalte Leiden, nicht in endlose Nacht und Verzweiflung untertaucht, sondern daß überall an diesem Nachthimmel Sterne leuchten, daß hie und da und immer wieder ein helles Aufleuchten der verheißungsvollsten Worte das wunderbare Osterlicht ankündigt. Diese Nacht des Leidens ist wie die Weihnacht heilig, ein Lebens-schoß, es könnte wohl kein unvereinbarer Gegensatz gefunden werden, als Karwoche und irgendwelche Melancholie oder Pessimismus. Was die größten Griechen für ihre Tragödie ahnten und verlangten, aber nicht fanden: den siegreichen lichtvollen Hintergrund einer ewigen Gerechtigkeit, die über alle Menschenbosheit und selbst über das undurchdringliche Fatum triumphiere, ihn verhüllt uns das furchtbare Weh der Karwoche nicht; muß auch in der heiligen Passionsgedenkzeit, der Fastenzeit, das Alleluja des gesamten Kirchenjahres verstummen, die Braut Christi in ihrer liturgischen Liebe ruft auch dem dornengekrönten, blutüberströmten Bräutigam weinend und jubelnd zu: „Laus Tibi, Domine, Rex aeternae gloriae!“ „Ruhm Dir, Herr, König, ewiger Herrlichkeit!“

Das ist der Karfreitagszauber: Dein Leid soll eine Lebensquelle sein! Wie traurig, wie dunkel und düster um all das Leid, das kostbare Leid, das den Unvorbereiteten trifft, den nicht Sehenden, den Trägen, den Unwürdigen. Da wird nun dies Talent, diese Gottesgabe des Leidens vergraben, in Bitterkeit und Fluch, in stieres Schweigen, in luziferischen Haß gegen Gott und die Menschen. Solche Menschen sind an dem Geheimnis gescheitert. Und diese, nachdem sie das zweite Paradies, den schwachen Abglanz des ersten, in sich zerstört, können für viele, für ganze Länder Parteien der Zerstörung sein, die das Nichts, die Nacht, Blut und Tod lieben und als höchsten Genuß um sich her spenden. Und doch, auch diese rufen und stammeln noch hie und da „Freiheit“, und ein Wort umkleidet doch noch tiefe Menschenliebe, Vertrauen, Glauben: Mensch, Volk, Menschheit! Auch diese Tragödie ist noch nicht ohne alles Licht wie die Hölle. Aber ist das Leid dieser Menschen, unserer teuersten Brüder, nicht undurchdringlich? Unüberwindlich? Also ein Weg zur Hölle, ja schon Hölle? Hier muß sich die Lebenskraft des Karfreitags zeigen. Hölle, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel? Verlassener, geächteter, zertretener, ausgestoßener, enterbter, proletarischer wie der dem Mörder Barabbas Nachgesetzte war noch niemand. Und sein Gewand, sein Todespfahl wird nun von den Jahrtausender: in Liedern und Tränen verehrt, geküßt. Man hat erkannt, daß er alles Leid durchleuchtet, in Leben und Auferstehung verwandelt

hat; man hat erfahren, daß er tiefer als alle andern die Leidenswasser hat über sich kommen lassen, um bis dahin seine Liebe, seine Gnade, sein Licht zu tragen — warum? „Mich erbarmet des Volkes.“ Nun muß man diesen Schmerzensmann dem Volke zeigen, jenem Abgehärm-



Die Frauen am Grabe Christi

testen, Menschenfeindlichsten, Gottesfeindlichsten —: Das ist die Probe für die Kraft der Heilandsliebe und für die Kraft der Menschenliebe. Wenn der trozige Mensch den Blick des sterbenden Heilands erträgt —, dann hat nicht die Heilandsliebe versagt; über die andere wollen wir nicht urteilen. . . .

Das ist der Karfreitagzauber für ein Volk, das sich von inneren oder

äußeren Geißeln geschlagen und verfolgt glaubt: Leiden sind, wenn auch zumeist oder ganz eine Folge von Menschenschuld, in der Hand der ewigen Liebe doch ein Geschenk, eine Gabe geworden, ein süßes Geheimnis: Die der Herr liebt, die . . . züchtigt er. Die gebrochene Natur, die getrübe Perle, soll durch diese Läuterung wieder ganz rein werden; und es soll eine erworbene, erkämpfte Reinheit sein, nicht eine von außen aufgedrungene . . . Ein Volk, das in seiner ersten, ursprünglichen Natur, wie alle Menschennatur, unzerstört, gut gottnah ist, das vielleicht ihm eigentümliche, unvergleichliche Gottestante trägt — vielleicht zu Zeiten einmal auf den Höhen der Menschheit wandelte „nur ein wenig unter die Engel erniedrigt“, ein solches Volk muß auf dem Kalvarienberg neben Johannes, Magdalena, der unschuldigsten reinsten Mutter ganz besonders sinnen und beten: Laß unser Kreuztragen, laß unsern Bruderzwist, laß die Bosheit der Höllemächte in der Leidensnacht uns nur zum Heile reichen, zu einem leuchtenden Ostermorgen für die Welt!

Afrika, das Land der Geheimnisse

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Die nachfolgenden skizzenartigen Ausführungen stützen sich vorzugsweise auf J. Deaville Walkers „Africa and her Peoples“ 1926 und Publikationen verdienstvoller Mariannhiller Afrikamissionäre u. a. P. E. Hörner R. M. M., sowie auf W. Wanger, P. Strecker O. I. M. und Professor Dr. Siemers „Afrika“ u. v. a. Wenn auch Afrika im Gegensatz zu den übrigen Erdteilen bisher eine bescheidenere Rolle spielte, so dürfte doch die Zeit nicht mehr ferne sein, wo die fortschreitende Emanzipation des südlichen Teiles des „dunklen“ Kontinents Überraschungen bieten wird. Afrika ist eben auch jetzt noch das Land der Geheimnisse und zwar in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

In den großen Häfen unter britischer Flagge sieht man die schwarzen Söhne Afrikas als Hafenarbeiter schwere Lösungsarbeiten verrichten, armselig bekleidete Männer mit nervigen Muskeln und mit „sonderbar“ heiteren Gesichtszügen. Einige kommen auch mit Dampfern an, andere sind ständige Werftarbeiter. Fährt man mit dem Omnibus zur Stadt, dann trifft man in den Straßen sauber gekleidete, beinahe stutzerhafte schwarze „Studenten“, die sich der Rechtslaufbahn widmen. Ja, tritt man in die St. Pauls-Kathedrale (protest.) ein, dann kann man das Schauspiel erleben, daß dort die „bischöfliche Erhebung“ einiger Kandidaten von dem Erzbischof (Anglikaner) vorgenommen wird und unter diesen Kandidaten bemerkt man einen Afrikaner. Hafenarbeiter, Rechtsstudenten, „Bischöfe“; für die, welche mit ihren Augen sehen, enthüllen

diese Repräsentanten einer Rasse die Möglichkeiten dieser wozu sie gelangen kann, werden enthüllt die verborgenen Kräfte von Afrika.

Gehen wir mehr als fünf Jahrhunderte zurück (1415), da kreuzte eine kleine Flotte von leichten Seglern an der Westküste des ungeheueren afrikanischen Festlandes. An den Masten flatterten die Flaggen Portugals und die Großsegel waren mit den Wappenbildern des Prinzen Heinrich, des Seefahrers, geschmückt. Den Groß-Seeweg nach Indien zu finden, die Geheimnisse der afrikanischen Küstenländer zu erforschen und das „Königtum Christi“ unter den „Mohren“ auszubreiten, das war Heinrichs Ehrgeiz und Streben, und Jahr für Jahr sandte er seine Schiffe aus, diese Fragen zu lösen. Nur langsam wagten sich die Kapitäne voran, längs den endlosen niedrigen und mit Palmen umrandeten Küstenstrichen, oft für Wochen still liegen bleibend, weil der Wind ausblieb, dann wieder von rasenden Stürmen längs den brandenden Küsten dahingepeitscht. Auf jedem bedeutenderen Landvorsprung wurde ein Kreuz errichtet zum Zeichen, daß sie das Land für die Kirche beanspruchten.

Für diese Seefahrer muß die Küste endlos geschienen haben; sie machten nur langsam Fortschritte. Dreißig Jahre brauchten sie, bis sie an die Mündung des Gambia kamen (1445) und weitere sechsundzwanzig bevor sie die Goldküste erreichten, wo sie das alte Kastell errichteten, das heute noch steht: (Elmira). Heinrich der Seefahrer war tot; aber andere setzten die Forschung fort. Erst im Jahre 1484 entdeckte ein portugiesisches Fahrzeug die Kongomündung. Dann ging es schneller voran und drei Jahre später segelte der erfahrene Bartholomäus Diaz die ganze Westküste entlang und wurde von Stürmen um die Südspitze herumgetrieben, die er darum „das Kap der Stürme“ nannte. Der König von Portugal aber änderte den Namen: „Um dieses Kap führt der Weg nach Indien, nach Reichtum und Macht! Nenne es nicht „Kap der Stürme“, sondern besser „das Kap der guten Hoffnung!“

Wie unermesslich groß muß dieser Kontinent jenen Seeleuten in ihren kleinen Schiffen vorgekommen sein. Und wirklich Afrika ist in der Tat groß. Indien und China würden bequem in seine Nord-Ost-Ecke hineingehen; Platz genug für ganz Europa böte sich in den nordwestlichen Wüsten und Wäldern und die Vereinigten Staaten von Nordamerika fänden Platz in der südlichen Halbinsel. Der Kongo allein und seine Nebenflüsse entwässern einen Flächeninhalt von annähernd der Größe Europas!

Würde man den Nil auf die Karte von Europa legen und zwar mit seiner Mündung nach Lissabon, dann fände man seine Quellen im fernen Sibirien. Irland tauchte in die schimmernden Wasser des Viktoria-Nyanza-Sees. Könnte man von einem Flugzeug aus in großer Höhe Afrika betrachten, so böte sich die Struktur dieses Erdteils besonders scharf dar: der nördliche Teil erschiene gelb — die großen

Wüsten von Ägypten, die Sahara erstreckten sich von Meer zu Meer; die mittleren Teile Afrikas erschienen in dunkelgrüner Farbe — die gewaltig großen Wälder und das Buschland von West-Afrika, das Kongobecken und darüber hinaus; die südlichen Teile aber und die östlichen Regionen erglänzten in hellerem Grün — das Kulturland (die bebauten Felder) und die welligen Ebenen, die an vielen Stellen mit Busch bewachsen sind oder hohem Gras. Würde man mit dem Flugzeug niedriger gehen können, dann sähen wir folgende hervorstechende Eigenschaften des riesenhaften Kontinents: vier große Flüsse; der Nil, der seinen Ursprung nimmt in den blauen Seen am Äquator und der dann 4000 Meilen (engl.) durch die gelben Wüsten dem Mittelländischen Meere zufließt; der Niger, der im Schlangenlauf sich windet von nahe der Westküste nach seinem Delta in der Bucht von Benin, in seinem 2000 (engl.) Meilenlauf; der Kongo von 3000 engl. Meilen Länge, ungeheure Wälder bewässernd, und die Gegend am Äquator; der Sambesi, 1000 engl. Meilen von West nach Ost fließend. Behalten wir diese Merkmale fest und alles andere läßt sich um diese gruppieren. Leider war es bis beinahe in die jüngste Zeit unmöglich, durch Flugzeuge die Erforschung Afrikas zu fördern und die Geheimnisse des schwarzen Erdteils mußten auf langsamerem Wege und mit schwierigeren Methoden erforscht werden. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war die vollständige Küstenlinie bekannt; aber der Beginn des 19. Jahrhunderts fand Europa noch in großer Unkenntnis über das Innere. Verschiedene Gerüchte von großen Seen und schneebedeckten Bergen wurden verlacht als gute Beispiele von Leichtgläubigkeit eines Herodot und Ptolemäus. Noch im Jahre 1788 verkündete die „Afrikanische Gesellschaft“, daß es in Afrika keine Inland-Seen oder ausgedehnte größere Seen gebe und mit Ausnahme des Nil keine Flüsse, die aus dem Inneren des Erdteils sich einen Ausfluß suchten.

Dann begann die Enthüllung des geheimnisvollen Afrika. Es gab ein Zeitalter von Erforschungen. Es gab Männer, die sich für ein detaillierteres Wissen über die Welt interessierten und es war nur zu natürlich, daß mancher Forscher seine Gedanken nach Afrika richtete. Einen der ersten moderneren Versuche, in das Innere des Kontinents einzudringen, machte Friedrich Konrad Hornemann, ein junger Deutscher, welcher der „African Society of London“ seine Dienste anbot, um die nördlichen Wüsten zu erforschen. Das war kein leichtes Unternehmen; da die Mohammedaner Nordafrikas von vornherein feindlich gegen die Christen gesinnt waren und eifersüchtig sich des europäischen Einflusses erwehrten.

Nachdem Hornemann Arabisch gelernt hatte, verkleidete er sich als muslimanischer Kaufmann, und um seine Rolle noch besser spielen zu können lernte er einige Moslim-Gebete und Stellen aus dem Koran auswendig. Von Kairo aus zog er mit seiner Karawane im Jahre 1798

auf Kamelen durch die Wüste und gelangte in ungefähr 10 Wochen zur Stadt Murzuk in Fessan. Es war eine abenteuerliche Fahrt. Einmal wurde er als Christenspion betrachtet und rettete sich nur dadurch vom Tode, daß er kühn einige Suren aus dem Koran zitierte. Von Murzuk aus durchkreuzte er die unbarmherzig heißen und weiten Gebiete der Sahara bis zum Tsad-See und ging dann im Sudaneseestaat von Bornu zu Grunde. (Er starb in Nupe am Niger). Andere Männer folgten. Im Jahre 1821 zogen Dr. Oudney, Kapitän Clapperton und Major Denham von Tripolis aus mit einer Karawane von einigen 300 Personen. Anfangs traf man noch gelegentlich Städte und vereinzelt grüne Oasen mit Quellen und Dattelsäumen; das hörte aber auf je mehr man nach dem Süden kam.

Schrecklich war die Reise quer durch die Sahara. Wandernde Sandberge hier und von fahlen Gesteinsmassen durchbrochen — unfruchtbare Steinhügel — leere Flußbette — bildeten die „Reize“ der Landschaft. Bleichendes Gebein von Menschen und Tier, Kamelen kündeten das tragische Geschick vieler, die vor den Forschern durch die Wüste gezogen. An einem Tage zählte man nicht weniger als 117 menschliche Skelette, Menschen, die dem Hunger und Durste zum Opfer gefallen, oder von den schrecklichen Sandstürmen überrascht worden waren. Scharen von umherziehenden Tuaregs machten dazu noch die Wege unsicher, jene Wüstenräuber, die vom Ausplündern der Reisenden lebten. An einer Wüstenquelle fanden sie wiederum hundert Totengerippe; vielleicht waren es unglückliche Sklaven, welche den Strapazen der Wüstenwanderung erlegen waren. Im Herzen der Wüste zeigten sich die Tuaregs seltener. Menschen und Tiere litten entsetzlich unter dem brennenden Durst, der sengenden Sonne und dem glutheißen Wind.

Langsam drang man vor; aber sogar die Kamele wollten versagen. Innerhalb weniger Stunden brachen zwanzig Tiere zusammen. Nachdem die Karawane die Wüstenstadt Bilma mit ihren flachgedeckten Häusern und Hofräumen passiert hatte betrat sie eine weitausgedehnte Wüste. Zuletzt aber erreichten sie den Sudan und ihre Augen wurden erquickt durch den Anblick von Bäumen und grünem Weidelande mit Schaf- und Viehherden. Wie ein großes grünes Band läuft der Sudan, „das Land der Schwarzen“, quer über den Kontinent vom atlantischen Ozean bis zum Roten Meer. Dieses Land trennt die Wüsten von den großen Äquatorial-Wäldern in einer Entfernung von 4000 engl. Meilen. Dieses Land ist sehr volkreich, hat Städte, die mit Festungsmauern umgeben sind mit wohlorganisierten Königreichen zwischen dem Tsadsee und Timbuktu. In all den nordafrikanischen Staaten, in der Sahara und im Sudan herrscht der Halbmond. Südlich des Sudans dagegen sind die Bewohner überwiegend völlige Heiden.

In den Staaten des Tsad-Sees fanden Oudney, Clapperton und Denham eine solch wohlgeordnete Regierung, daß sie überrascht und



Drafsberge im Vordergrund (im Sale Mariazell)

verwundert waren. In Bornu z. B., einer der am meist seltsamsten Monarchien Altafrikas, wurden sie bewillkommnet durch eine große Truppschau von Reiterei und Fußvolk. Die Leibgarde des Herrschers trug ein Panzergewand vom Kopf bis zu den Knien und eiserne Helme! Eine Leistung bei der dortigen Hitze. Selbst die Köpfe der Pferde waren mit Platten aus Eisen, Messing oder Silber bedeckt. Dudley starb; Denham zog im Lande umher südlich und östlich vom See, während Clapperton Kano besuchte, das Manchester des Sudans und Sokoto, die Hauptstadt des Sultans aller Haussa-Staaten des Zentral-Sudan, wo der Forscher starb (1827) und sein Diener Richard Lander den Niger bis zur Mündung besuhr.

Wenden wir uns nach West-Afrika, das Land zwischen Senegal und der Bucht von Benin, vom Meere bis zum Sudan. Vom Meere bemerkt man zunächst nur eine lange weiße Schaumlinie, welche die brüllende Brandung bezeichnet an der sandigen, fieberschwangeren Küste. In der verschleierte Ferne sind Gebirgszüge undeutlich sichtbar. Gegen Westen am Gambiafluß und an der Sierra Leone ist die Einförmigkeit etwas behoben durch zahlreiche vorgelagerte Inseln und die Mündungsgebiete der Flüsse. Weiter gegen Osten zieht sich eine Linie von dichtem Buschland, unterbrochen von Fischerdörfern und Strecken von offenem Land, wenig einladend.

Noch weiter nach Osten sind die Küsten von Dahome, Togo und Süd-Nigeria unterbrochen durch verräterische und gefährliche Sandbänke und Lagunen. Das Nigerdelta ist eine Gegend von dunklen, geheimnisvollen Buchten — Schlupfhäfen und kleineren Flüssen, die umsäumt sind von gefährlichen Mangrove-Sümpfen; schmutzige Dörfer finden sich hier, bewohnt von kaum bekleideten Schwarzen. Der Großteil der weiten Fläche, „dem Grabe des Weißen Mannes“, ist mit dichtem Busch bestanden, von undurchdringlichem Dickicht und schattendunklen Urwäldern, die sich auf hunderte von Meilen ohne Unterbrechung über das Land erstrecken. Viele der Bäume sind so hoch, daß man ihre Wipfel wegen des sie umstrickenden Schmaroherlaubgewindes nicht erspähen kann. Hier findet man den lustig in die Höhe strebenden Silber-Baumwollbaum, stattliche Palmen, den Indischen Kautschukbaum, Mahagoni- und Brotfruchtbäume, mächtige Büsche befiederter Bambusstauden und andere Bäume von tropischer Schönheit und Größe.

Auf dem Boden ist die Vegetation oft so dicht, daß sie undurchdringlich ist und es unmöglich wird, mehr als einige Meter weit hindurchzusehen durch das verwickelte Netzwerk der Schlingpflanzen, die sich um die lebenden Baumstämme winden und manchen erstorbenen und vermodernden Baum am Stürzen verhindern. Diese Girlanden und Blumengewinde sind dem Wanderer mehr hinderlich, als daß er ihre Schönheit zu bewundern die Lust hätte. Über gewaltig weite Strecken gibt es keine Lichtung in diesem Wald, keine befreiende Ausblicke zum blauen

Himmel, keine einzelstehenden majestätischen Bäume. Das Wachstum herrscht zu üppig und ist zu gedrängt, als daß es sich wirkungsvoll darbieten könnte.

Durch diese Wälder ziehen sich Fußpfade, gerade breit genug, daß die Wanderer hintereinander marschieren können. Afrika ist das Land der Fußpfade, der zehn Zoll breiten Fährten, die geglättet sind durch das beständige Begehen mit bloßen Füßen, d. h. soweit die europäische Kultur keine Bresche geschlagen hat. Durch Generationen waren die Städte Abeokuta und Ibandan (in Benin, nördlich Lagos) mit einer Einwohnerschaft von 100 000 und 150 000 Menschen nur durch Fußpfade miteinander verbunden. Oftmals haben afrikanische Könige ihre Sklaven angestellt, Straßen — breite Wege — durch den Urwald hindurch zu bauen; aber die Königin Flora war stärker und bald schrumpfte die Straße wieder zu einem engen Pfade zusammen und sogar dieser konnte nur mit Mühe und Not freigehalten werden.

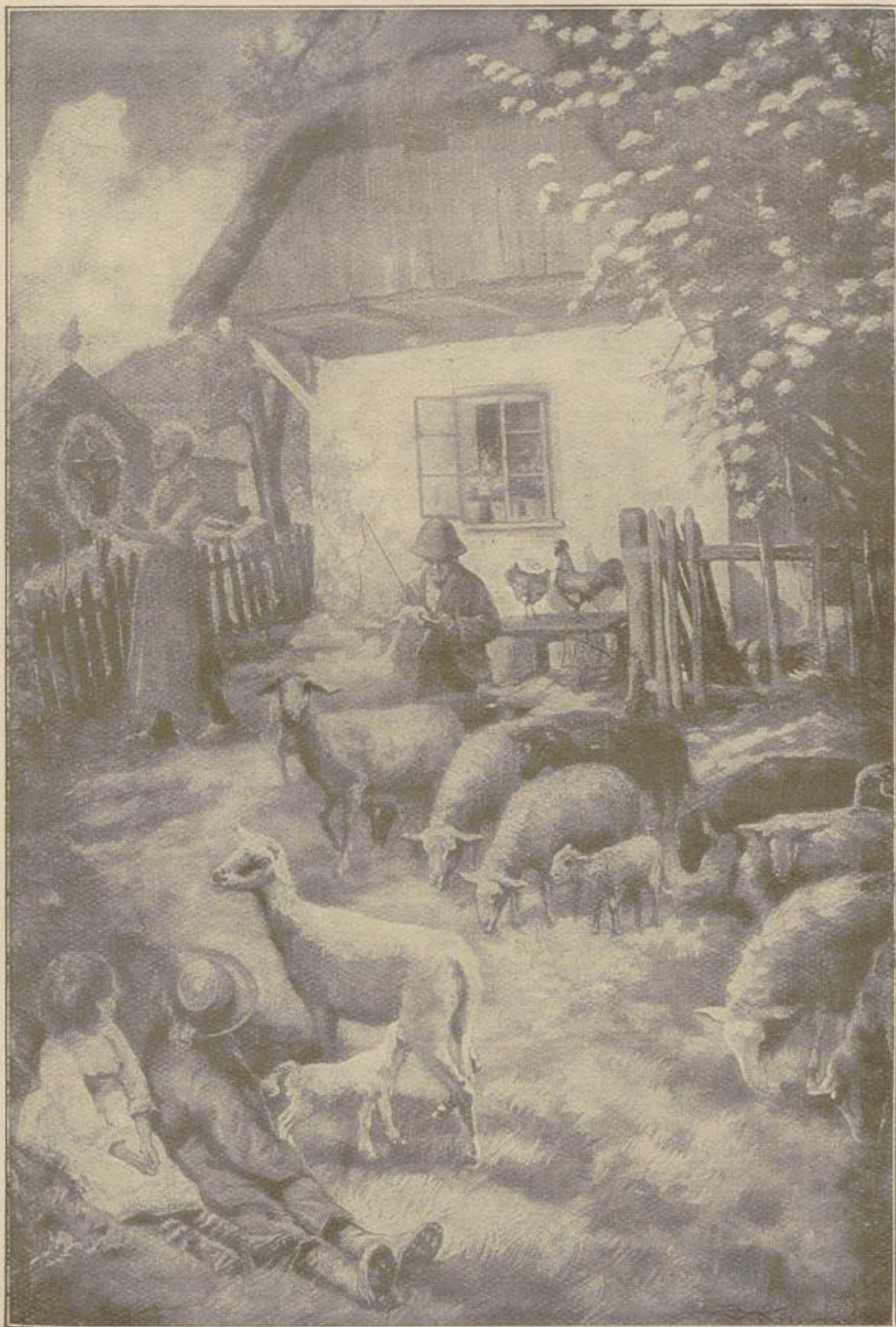
In unglaublich kurzer Zeit ist ein vernachlässigter Pfad oder Garten von allerlei Gewächs überwuchert und zerstört. Viele Pfade bilden eine eigentümliche Schlangenlinie. Der Grund ist leicht einzusehen; irgend ein großer Baum ist gestürzt, die Mittel fehlen, ihn wegzuschaffen und es ist zu schwierig, über den riesigen Strunk zu klettern, und so wird der Pfad um ihn herum geführt. Und ist dann der Stamm vermodert im Laufe der Zeit, so hält man dennoch den Umweg ein. Wo der Pfad einen Fluß kreuzt, stürzt man einen Baumstamm von Ufer zu Ufer und die Brücke ist fertig. Auch konstruiert man „Hängebrücken“ aus Lianen und Schlinggewächsen, ein schwankendes, gebrechliches Werk, über das man mit seltsamen Gefühlen schreitet. Hier und da bietet der Wald Platz für etwas mehr offenes Land, das dort mit langem Gras bewachsen ist. Auch größere Lichtungen werden durch Menschenhand geschaffen. Die Bäume werden verbrannt und die Asche als Dünger auf den Boden gestreut. Hier versuchen die Schwarzen Feldfrüchte und Gemüse zu pflanzen. Die tropische Sonne ist erbarmungslos. Die Regenmassen strömen wie Gießbäche hernieder. Einst glaubte man, diese Witterungsverhältnisse brächten dem „Weißen Manne“ den frühen Tod; jetzt weiß man, daß es die Moskitos sind, jene fürchterlichen Überträger der Malaria und des gelben Fiebers, der Schlafkrankheit und anderer afrikanischer Krankheiten.

Im fernen Hinterlande hinter der von Urwald bedeckten „Westküste“ fließt der Niger, ein ansehnlicher Strom. Durch ganze Zeitalter hindurch wurde seine Existenz bezweifelt. Herodot erwähnt ihn schon im fünften Jahrhundert v. Christus: „Ein großer Fluß von West nach Ost laufend.“ Wenn ein solcher Fluß bestand, wo war seine Mündung? Kein bekannter Ausfluß erschien groß genug — außer es wäre der Kongo, von dem die alten Portugiesen einige wenige Meilen erforscht hatten. Aberdies sprachen die Araber von einer großen Stadt in jenen

Gegenden — Timbuktu. Wo war diese? Diese Geheimnisse lockten die Menschen und nicht wenige setzten ihr Leben aufs Spiel oder verloren es gar, beim Versuche die Schleier zu heben. Einer der ersten war Major Houghton. Er drang vom Gambia aus in's Innere (1790), aber in Kaartra starb er. Der größte von allen war der junge Schotte Dr. Mungo Park, der im Jahre 1795 im Alter von 25 Jahren, von Gambia aus in's Inland zog, mitten durch feindliches Land. Unsägliche Mühsale erduldet er, angegriffen, beraubt, gefangen genommen, entrann er knapp dem Tode, aber er kämpfte sich voran, bis die Gerüchte von einem großen Flusse immer deutlicher wurden und er immer mehr die Überzeugung gewann, dem Ziel seiner Forschung nahe zu sein. Dann kam der große Augenblick und Mungo Park schrieb in sein Tagebuch: „Vor mir sah ich mit unaussprechlicher Freude, die Sehnsucht meiner Forschung, meiner Mission: der langgesuchte, majestätische Niger . . . so breit wie die Themse bei Westminster, langsam nach Osten fließend.“ Parks nächstes Reiseziel war Timbuktu; bald aber schlossen ihn von allen Seiten Gefahren ein, sodaß weiteres Vordringen den sichern Tod bedeutete. Um seine kostbare Wissenschaft zu sichern, entschloß er sich, wenn auch mit Widerstreben zu Rückmarsch an die Küste. Er hatte den Niger gefunden, das Rätsel seines Laufes hatte er nicht gelöst. Wohin floß dieser Strom? Wo war dessen Mündung? Park glaubte, der Niger sei mit dem Kongo identisch. Er kehrte 1805 nach Afrika zurück um seine Theorie zu prüfen und zu beweisen. Mit einer von der britischen Regierung ausgestatteten Expedition zog er wieder vom Gambia aus dem Niger zu. Sein Plan war, einen großen Rahn zu bauen und flussabwärts den Lauf zu verfolgen der Mündung entgegen, wo immer sie auch sein möge. Aber des Schicksal war gegen ihn. Wie Fliegen starben seine Leute und von fünfundvierzig Weißen lebten bald nur noch sieben um den Niger zu sehen, und dann starben von diesen noch drei und einer wurde wahnsinnig. Aber Park drängte voran, baute seinen Rahn und trotz zahlreicher Angriffe fuhr er einige hundert Meilen stromabwärts. Aber in einer tiefen, engen Schlucht nahe Bussa bedrängten ihn die Feinde in übergroßer Zahl. Von allen Seiten mit Speeren und Pfeilen angegriffen, stieß das gebrechliche Fahrzeug auf einen Felsen und Park mit seinen wenigen Gefährten gingen zu Grunde. (1806) Sie waren 500 Meilen von der Mündung entfernt. Andere kühne Männer griffen die Nigerfrage wieder auf. Quer durch die Wüste Sahara, durch die Urwälder der Westküste, von Ägypten aus, den Kongo hinauf suchten diese Männer den Niger und dachten keinen Augenblick daran, daß die zahlreichen Flußläufe und Mangrove-Sümpfe in der Bucht von Benin seine Mündung waren. Trotz 35 jähriger Anstrengung war der Lauf des Niger nur bis Nupe erforscht d. h. sein Oberlauf. Clappertons Diener Richard Lander erreichte den Strom von der Benin-Bucht aus

bei Bussa (Bussang) und besuhr ihn bis zur Mündung (1830). Horne-
mann, Denhaus, Clapperton, viele Franzosen, auch der Deutsche R.
Flegel und ein ganzes Heer von Forschern suchten alle nach dem Niger.
Heutzutage befahren Handelsdampfer regelmäßig seine gelben Wasser
und Handelsstationen liegen seinen Ufern entlang. Eine Eisenbahn
führt von Lagos nach Kano im Zentral-Sudan — eine Bahn mit be-
quemen Schlafwagen, mit der man die Reise in etwa drei Tagen
machen kann für etwa 400 Reichsmark. An vielen Stellen ist die
Bahn durch den Busch gehauen und durch die ungeheuren Wälder gelst
der Pfiff der Lokomotive. Gegen Ende des Jahres 1922 brach von
Algier aus eine kleine französische Autokarawane mit Raupenrädern
auf und durchquerte die Sahara in 2000 engl. Meilen Fahrt und kam
nach 20 Tagen in Timbuktu an. Mit Kamelen brauchte man sonst sieben
Monate. Nun hat man gar eine Eisenbahn durch die Wüste geplant
und deren Bau entgültig beschlossen.

Wenden wir uns nach Süd-Afrika! Es dürfte schwierig sein,
sich einen größeren Gegensatz vorzustellen, als den zwischen Süden und
Norden des afrikanischen Kontinents. Kühn und steil strebt die Fel-
senküste mit ihren Vorgebirgen in die schimmernde Luft. Das Kap der
Guten Hoffnung und Kap Agulhas heben sich stark ab von den jenseits
in den Fernen sich verlierenden grasbedeckten Hügeln. Landeinwärts
steigt das Land in zahlreichen Stufen terrassenförmig aufwärts zu den
starken Massiven des Binnenlandes mit den unübersehbaren Weide-
und Ackerflächen des kleinen und großen Karroo. Der Name Karroo
bedeutet „hart“ und wird erklärt aus der Beschaffenheit des Bodens
dieser Hochebenen während des Sommers, der dann brüchig und rissig
wird, aber zur Regenzeit sich in einen frischen Grassteppich mit reichem
Blumenflor hüllt. Der Boden ist rot, sandig, die über der Karroo auf-
ragenden Tafelberge sind graurot. Quer über die große Karroo läuft die
nordsüdliche Wasserscheide. „Die Farben der südafrikanischen Landschaft
sind“, nach Fritsch, „im Allgemeinen nicht sehr brillant; es herrschen
kalte, bläuliche und fahle Färbungen vor. Das Grün hat nie den Glanz
und die Pracht europäischer oder tropischer Gegenden, viele Pflanzen
sind weiß oder grau behaart, und selten zeigt die Blattfläche eine be-
deutende Größe, wodurch die Bewachung spärlicher erscheint als sie
wirklich ist. Abgesehen von einzelnen Wäldern, verbirgt sich der Baum-
wuchs vor den scharfen Strahlen der Sonne in die engen Schluchten der
Berge, oder er folgt dem Lauf der Flüsse, da die Flächen nicht hinläng-
liche Feuchtigkeit besitzen, um Bäumen das Bestehen zu ermöglichen.“
Gerade die Mission hat hier auch tätig eingegriffen; so hat ein einziger
Mariannhiller Missionar über 100 000 Bäume gepflanzt! Die felsigen
Höhenzüge der Drakensberge sind von tiefen Pässen durchschnitten. Das
wellenförmige Hügelland, „Veld“ genannt (holländisch), ist des öfteren
von flachen Hügeln sog. Ropjes (holländ.) unterbrochen, die sich plötz-



Osterfriede!

lich aus der Landschaft erheben, über welche zahlreiche Farmen zerstreut sind und ungezählte Kraals der eingeborenen Bantu-Stämmen. Diese sich weithin ziehende Ebenen und kleinen Berge entbehren keineswegs der Schönheit, so eintönig sie anfangs sich auch darbieten mögen. Die Dämmerung und der Sonnenuntergang taucht sie in reiche Farben; die kühlen Nächte sind bezaubernd im Brillantenschmuck der schimmernden Sterne.

In der Regenzeit sprießen Zwiebelgewächse und in unübersehbarer Menge Lilien von enormer Größe. Weiter nach Norden wachsen im tropischen Becken Bambus und Palmen, Mahagoni und Ebenholz. Gegen Süd-West hin sind große Gebiete sandig und unfruchtbar; im Zentrum dehnt sich die Kalahari-Wüste, gegen Osten strecken und dehnen sich die mit Gras bestandenen Niederungen (Pori) von Portugiesisch-Ostafrika. Nördlich vom Wendekreis des Steinbocks treten wir aus der gemäßigten in die heiße Zone über; die Vegetation nimmt mehr und mehr die reiche üppigkeit der Tropen an, die Tierwelt ist reicher — es ist das Land des „Großwildes.“ (Fortsetzung folgt.)

Willst du einen Sohn?

Schärfer denn je ist der Kampf um das Kind entbrannt heutzutage! Das ist eine der modernsten Kulturerrungenschaften, sich der Mühe und der Sorge um das Kind zu entziehen. Sie taumeln voll Begierden nach Genüssen und darum ist ihnen das Leben ein „mühevollles Wandern, ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern.“ Und dann bekommt das Krüglein seinen Riß, das Leben sickert unaufhaltsam auf den Boden: „So weit es ging den ganzen Weg entlang; Nun ist es leer, wer mag noch daraus trinken? — Und zu den andern Scherben muß es sinken!“ Das schrieb der Dichter Lenau, kurz bevor der Wahnsinn seinen Geist für immer umnachtete.

Sie verstehen es nicht, das Schicksal zu meistern, sie haben kein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung. Und darum früh oder spät brechen sie zusammen. Eine Familie ohne Kind, ohne Kinder ist eine Erde ohne Sonne. Ein Vater ohne Sohn ist ein Feigenbaum ohne Frucht, der verdient, ausgehauen und ins Feuer geworfen zu werden. Und doch mag es nicht immer vorsätzlich sein, wenn einer Familie kein Kinderglück erblüht, einem Vater kein Sohn beschieden ist. Tiefe Tragik oft des Menschen, der sich nach einem liebenden Wesen sehnt und dem oft unverschuldet die Liebe und die Dankbarkeit, das segnende Gedenken eines Kindes nicht beschieden ist. Glücklose Familie, willst du ein Kind? Willst du einen Sohn? Du kannst einen erhalten, einen solchen, an dem du Freude hast, Trost und Glück empfinden wirst, einen Sohn, der dir deine Liebe wiedervergelten kann auf ungeahnte Weise, dessen Liebe selbst dir in der Ewigkeit von süßester Erquickung sein wird. Nimm

einen Knaben, einen Jüngling, der in einem unserer Missionsseminare sich auf den Priester- und Missionsberuf vorbereiten möchte, an Kindesstatt an, d. h. komme für dessen geringe Bedürfnisse halb oder ganz auf; er sei dein Adoptivsohn, du hast ihn erziehen lassen, weil dessen Eltern es nicht konnten. Zahllos sind die Priesterberufe — man braucht sie nur zu wecken und zu — fördern!

Aus sogenannten „wohlhabenden Kreisen“ kommen die Christussöhne nicht, auch nicht aus einem unwahren, heuchlerischen religiösen Milieu. Sie kommen wie der „Zimmermannssohn“ aus Familien, die leidgeprüft und stark befunden wurden. Dem Sohn der armen Witwe senkt sich oft der göttliche Funke ins Herz: Auch aus jenen „armen Kreisen“, die am lautesten um Hilfe schreien kommt er nicht gegangen der besinnliche, ernste Knabe, sondern aus jenen verarmten Familien, die bis zum Äußersten ringen und ihre Hoffnung auf Gottes Vatergüte setzen. Wir Erzieher in unseren Anstalten kennen jene wohl und können auch solche Adoptivsöhne und Adoptivbrüder euch empfehlen, wenn ihr euch an uns wenden wolltet. Aber auch Familien, reich gesegnet mit Kindern und an Gütern: euch ist es oft versagt einen Lieblingswunsch der Mutter, des Vaters erfüllt zu sehen: Einen Priestersohn!

Wohlan, ihr könnt einen erhalten. Er ist euer! An seinem verdienstlichen Wirken habt ihr Anteil, täglich gedenkt er euer am Altare und ist euch über das Grab hinaus noch dankbar und Gott der Vater wird's euch anrechnen in der Ewigkeit. Einen Priester Gott geschenkt zu haben ist kostbarer als eine Kirche bauen: denn was nützt eine Kirche ohne Priester! — Welches Bild ist anmutiger, erbaulicher dereinst am Ende deines Lebens: lachende Erben oder ein für dich betender Priester?

Anmerkung: Nach Ostern beginnen wieder die Neuaufnahmen in unseren Missionsseminarien. Man beachte die Anzeigen. Auskünfte geben die Direktorate, aber auch die Vertretungen und die Redaktion des „Vergißmeinnichts“ gern und jederzeit bereitwilligst.

Eigenartige Arzneimittel

Merkwürdige Dinge sind es, zu denen mancherorts in den Missionsländern die Menschen bei Krankheitsfällen ihre Zuflucht nehmen. Bei einzelnen der Bergvölker, welche die Höhen über dem Brahmaputraflusse in der Nordostecke Indiens wohnen, bildet die Zuflucht zu den Geistern das alleinige Heilmittel. Die Leute glauben, daß jede Krankheit ihnen von einem mißgünstigen Geiste angetan sei. Um diese nicht noch mehr zu erzürnen, wagen sie nicht einmal eine Medizin zu nehmen. So kommt es oft genug vor, daß die Angehörigen eines Kranken mit dem Opferpriester vor der Hütte dem betreffenden Geiste in Form von Ciern, Hühnern oder auch größeren Tieren ihre Besänftigungssopfer darbringen, während der Kranke selbst auf dem Boden seiner Hütte sich in Schmerzen wälzt, an einer Blutung oder Verwundung zugrunde geht,

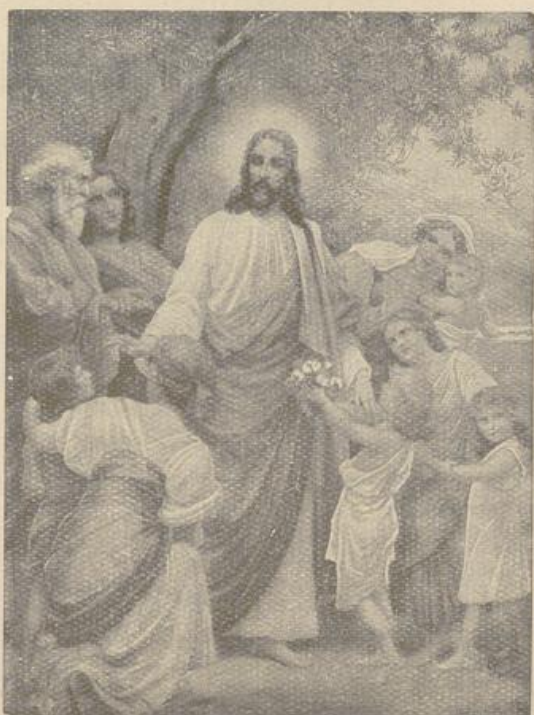
trotzdem ihm verhältnismäßig leicht mit ärztlichen Mitteln geholfen werden könnte.

Widerwärtige und edelhafte Heilmittel wendet mitunter selbst der höher stehende, vom chinesischen Kulturkreis beeinflusste Koreaner an. Nach seiner einheimischen Medizinlehre soll die Herzwassersucht in ihrem Anfangsstadium heilbar sein, wenn folgendes Mittel angewandt wird: Ein Stock wird mit Menschenkot bestrichen, darüber kommt eine Schicht Honig, darauf wieder Menschenkot usw., und alles über Feuer gut getrocknet und daraus nachher ein Tee bereitet, der getrunken werden muß.

Bei den Zulunegern in Afrika gilt als die stärkste Medizin ein Gemisch, das aus dem Fett des Krokodils und den Schnurrbarthaaren des Löwen hergestellt war. Es hilft auch da noch, wo alle anderen Mittel versagt haben. In die gleiche Kategorie gehört ein Mittel gegen Magenbeschwerden. Man kocht einen Kiesel, der im Magen eines Krokodils gefunden wurde. Der Abguß wird dann tropfenweise genommen. Der Schwindsucht, der man auf natürlichem Wege nicht so leicht beikommen kann, sucht man mit folgendem Präparat abzuheilen: Man findet im Magen der Kälber oft Haarballen. Diese werden verbrannt und pulverisiert und dies Pulver gilt als ein Hauptmittel gegen die heimtückische Krankheit. Glaubt jemand, durch einen Zauberer vergiftet worden zu sein, so kann ihm eine Medizin vor allem helfen. Es ist die Asche von getrocknetem Löwenmist mit Krokodilmist vermengt, die als Brechmittel genommen, das Gift aus dem Körper entfernt.

Nicht nur mit sinnlosen Beschwörungen, mit Amuletten und Räucherungen, mit Trommeln, Schreien und Hörnerblasen, sondern auch mit allerlei Quälereien sucht der afrikanische Zauberer die Krankheit zu vertreiben. Und doch ist sein Einfluß auf das Volk sehr groß, zumal er einen religiösen, wenn auch abergläubischen Charakter trägt. Immer wieder kommen erfahrene Missionare darauf hinaus, das beste Mittel, um deren Einfluß zu brechen, seien gute Missionsärzte. Der Apostolische Präfekt von Lindi in Ostafrika, gab erst noch vor kurzem als Ergebnis seiner 20jährigen Missionsarbeit der vollsten Überzeugung Ausdruck, daß, wenn wir die Schwarzen missionarisch erfassen wollen, wir uns vor allem medizinisch um sie annehmen müssen; es handle sich in erster Linie darum, sie den Klauen der Medizinmänner zu entreißen, was nur auf diese Weise geschehen könne; zumal nach dem Kriege wüßten die Neger sehr wohl zwischen bloßer Verabreichung von Medikamenten und richtiger ärztlicher Behandlung zu unterscheiden, wo letztere zu haben sei, da strömten sie zusammen.

Es ist darum nur zu begrüßen, daß das missionsärztliche Institut zu Würzburg die große Aufgabe auf seine Fahne geschrieben hat, Missionsärzte auszubilden und überallhin auszusenden, wo Bedarf vor allem danach besteht.



Lasset die Kleinen zu mir kommen!

Ich will, daß diese Kindlein zu mir kommen;
Wehret ihnen nicht! Ihr wißt nicht, was ihr tut.
Mein Vater will sein Reich mit ihnen teilen
Und gab ihr Leben in der Engel Hut.

Wehret ihnen nicht! Ihr wißt nicht, was ihr tut,
Wenn ihr ein Kind von meinem Schoß verdrängt;
Und wer es wagt, dem wäre vielmal besser,
Er würde tief zum Meeresgrund versenkt.

Wehret ihnen nicht und laßt bei diesen Kleinen
Nicht Ruhe finden nach des Tages Last;
Denn ich bin müd' vom Hader eurer Schulen,
Von eurem Stolze, der die Wahrheit haßt.

Wehret ihnen nicht! Ich bin ein Kind geworden
Für sie im rauhen Stall zu Bethlehäm;
Seit dieser Zeit trägt jede Kinderstube
Ein unsichtbares Königsdiadem.

Wehret ihnen nicht! Sie sind von jenen Reinen,
Die auf dem Berge laut ich selig pries;
Ich hab' mein Gotteswort für sie verpfändet,
Daß sie mich schauen einst im Paradies.

Wehret ihnen nicht! Sie sind die weissen Blumen,
Die mir geküßt auf meiner Erdenbahn;
Ich will die Hand auf ihre Häuptlein legen,
In meinem Herzen will ich sie umfah'n.

Wehret ihnen nicht! Sie sind die schönste Blüte,
Die ich dem Vater in die Hände leg',
Wenn ich der Menschheit Schuldenbrief zerrissen
In düst'rer Nacht auf bittrem Todesweg.

Wehret ihnen nicht! Ihr Herz hat mich verstanden,
Und darum seht verlangend ihr sie nah'n;
Ich will die Hand auf ihre Häuptlein legen,
In meinem Herzen will ich sie umfah'n.

M. von Greiffenstein

Missionspost

Ein Schweizer Missionar aus dem freundlichen Ruswil im Kanton Luzern, der am 29. Juni 1927 in Mariannhill die hl. Priesterweihe erhielt, schreibt von seinem ersten Posten:

„... Also bin ich nach Revelaer (Missionsstation) gekommen. Eigentlich war ich für Umzinto bestimmt. Aber der liebe Gott hat es zum Bessern gewendet. Denn dort hätte ich mein Französisch auffrischen, mein Englisch verbessern, Zulu erlernen und mich auch an das Indische heranzumachen müssen, etwas zuviel für meine beschränkte Armseligkeit! Da traten unvorhergesehene Umstände ein, und ich kam hierher.

Meine Primiz habe ich in Revelaer gefeiert. Hochw. P. Maurus war Primizprediger, die hochw. P. Modestus und Aldephons assistierten, die Schule von Mjila hat gesungen und Br. Alexander von Reichenau, ein Landsmann, hat geschossen wie daheim auf der Kirchweihel! Da die Kapelle zu klein war für die vielen Leute, habe ich meine Primizmesse im Freien gelesen auf dem großen Platz vor der Kirche, was ganz gut gegangen ist. Es war bis jetzt meine erste und letzte Singmesse. Die Woche darauf habe ich nochmals wacker den Beichtspiegel studiert, Sonntags darauf begann ich bereits mit Beicht hören in St. Katharina und hielt dort den Gottesdienst. Seitdem bin ich fast regelmäßig einen Sonntag zu Hause, den andern auswärts. Auch mit dem Predigen habe ich 14 Tage nach meiner Primiz begonnen. Ich lese sie vorläufig noch vom Blatte ab, wie im Parlamente es die großen Herren tun. Da die Außenstationen ziemlich weit auseinanderliegen, kann ich die gleiche Predigt mehrmals halten, ohne Gefahr zu laufen, daß sie von den gleichen Zuhörern zweimal gehört werde.

Auch das Ausreiten hat mir anfangs ziemlich Beschwerden verursacht. Ich bin halt doch nur ein geflickter Mensch, (der Schreiber hatte früher verschiedene schwere Krankheiten durchzumachen. Die Red.), aber mit der Zeit verlor sich auch diese Beschwerde und heute ist es mir oft eine Lust, auszureiten. Neulich hatte ich einen Krankenruf über den Umfomaas hinüber, ging morgens nach 7 Uhr fort, war um 12 Uhr am Ort, versah zwei Personen und war gegen 5 Uhr wieder zu Hause. Die Schwarzen haben sich gewundert, daß mein Pferd es ausgehalten hat. Außer zwei gekochten Eiern habe ich bis zur Rückkehr nichts gegessen und getrunken und bin doch wohl und munter dabei geblieben. Das Nüchternsein macht mir überhaupt keine Beschwerde. An Sonntagen habe ich oft bis drei Stunden nüchtern auszureiten, dann 40–80 Beichten zu hören, hl. Messe zu lesen und zu predigen und es macht mir nichts. Das Frühstück habe ich oft erst um 1 oder 2 Uhr bekommen.

Die Gegend und die Luft hier herum sagt mir sehr zu. Gegen den Umfomaas und St. Katharina gibt es feine und interessante Gebiete, die mich oft an das Entlebuch (Schweiz) erinnern, wo ich einmal auf der Alp war. Ich glaube nicht, daß ich hier je einmal werde Heimweh bekommen, denn alles heimelt mich an.

Auf einer Außenstation, wo der Blich letztes Jahr die Schule eingeweiht hat, habe ich schon öfters Gottesdienst gehalten in einem Kraal. Zweimal waren über hundert Leute im Kraale. Bei der hl. Wandlung konnte ich den Kelch kaum in die Höhe halten, sonst wäre ich am schwarzen Strohdach angestoßen; und eine Hize! Aber alles ist gut gegangen, nur daß ich bei der hl. Messe beinahe zerstreut worden wäre, als mir die betende Schar so stark in die Ohren gesungen und so nahe an mir kniete, daß ich kaum die Kniebeugung recht machen konnte. Die hl. Messe in diesem Kraale erinnert mich immer an die Katakombenzeiten und dabei wird das Herz froh und weit.

P. Joseph Grüter, R. M. M.

Verbreitet das Vergißmeinnicht!

Die Erziehung des Eingeborenen

Nach P. Bernhard Huß, R. M. M.
Direktor des Lehrerseminars in Mariannhill

Was ist nun falsch in der Erziehung der Schwarzen?

Diese Frage wurde einmal gestellt im Blatte für Eingeborene Lehrer in Natal, herausgegeben vom Schuldepartement von Natal. Darauf erschienen folgende Antworten in der Presse vom Jahre 1924—26: Der Oberinspektor des Schulwesens in Natal schrieb in seinem Rapport von 1924: „Der Hauptpunkt in der Bildung der Eingeborenen ist der, daß die gebildeten Schwarzen, obwohl sehr oft in der Umgebung unter dem Einflusse der Missionare herangebildet, noch nicht den Geist der Missionare angenommen haben. Das Ziel in der Erziehung dieses Volkes sollte in der Veredlung der Banturasse gesucht werden.“ I. Rheinallt Jones von der Johannesburg-Universität schreibt: „Die öffentliche Meinung ist nicht überzeugt von der Bildung der Eingeborenen. Wir müssen es den Eingeborenen ermöglichen, daß sie wohlher leben als ihre Väter, damit sie bessere Landwirte und Handwerker werden, die ihrem Volke Dienste leisten können. Der Lehrplan der Elementarschule sollte vereinfacht werden und an Stelle des vielen Rechnens sollte mehr auf Naturkunde gegeben werden.“

C. A. Wheelwright, Oberkommissar für die Eingeborenen Natal's, spricht sich als Privatmann folgendermaßen aus: „Das Schulwesen der Eingeborenen ist in vieler Hinsicht höchst unnatürlich, ungeeignet für Kinder, ohne Zukunft und untauglich, Ideale zu schaffen. Die Schulen für Eingeborene sollten schöne Gebäude sein; aber manche taugten nicht einmal für Pferdeställe. Das Lehrpersonal weist nicht so ideale Frauen und Männer auf (??) wie sie dazu erforderlich wären. Züchtigung sollte unbekannt sein — keine Gewalt ist so wirksam bei Kindern wie die Güte“ — Das Erziehungssystem für Eingeborene ist nicht praktisch; wenn gebildete Schwarzen Büroarbeiten suchen und so mit den Weißen konkurrieren. Die Eingeborenen sollten tüchtigere Arbeiter werden, welche für so viele Möglichkeiten Afrikas notwendig sind, besonders in der Landwirtschaft, im Gewerbe und in der Industrie. Die Würde der Arbeit sollte den Eingeborenen mehr eingehämmert werden; denn die Beschwerden, daß eingeborene Schüler in den Ferien ihren Eltern nicht mehr helfen wollen bei den notwendigen Arbeiten, sind zahlreich; ebenso daß sie sich über die einfache Hauskost beklagen.

Dr. C. T. Loram, Kommissar für die Angelegenheiten der Eingeborenen, schreibt: „Die Verantwortung der Finanzen des Eingeborenen-Schulwesens liegt nicht auf der rechten Schulter. Die Eingeborenen, die das Geld geben, haben nichts zu sagen wie es verwendet werden soll. Das Schulwesen der Schwarzen ist weder mit dem Departement der Angelegenheiten der Schwarzen verbunden, noch werden die Be-

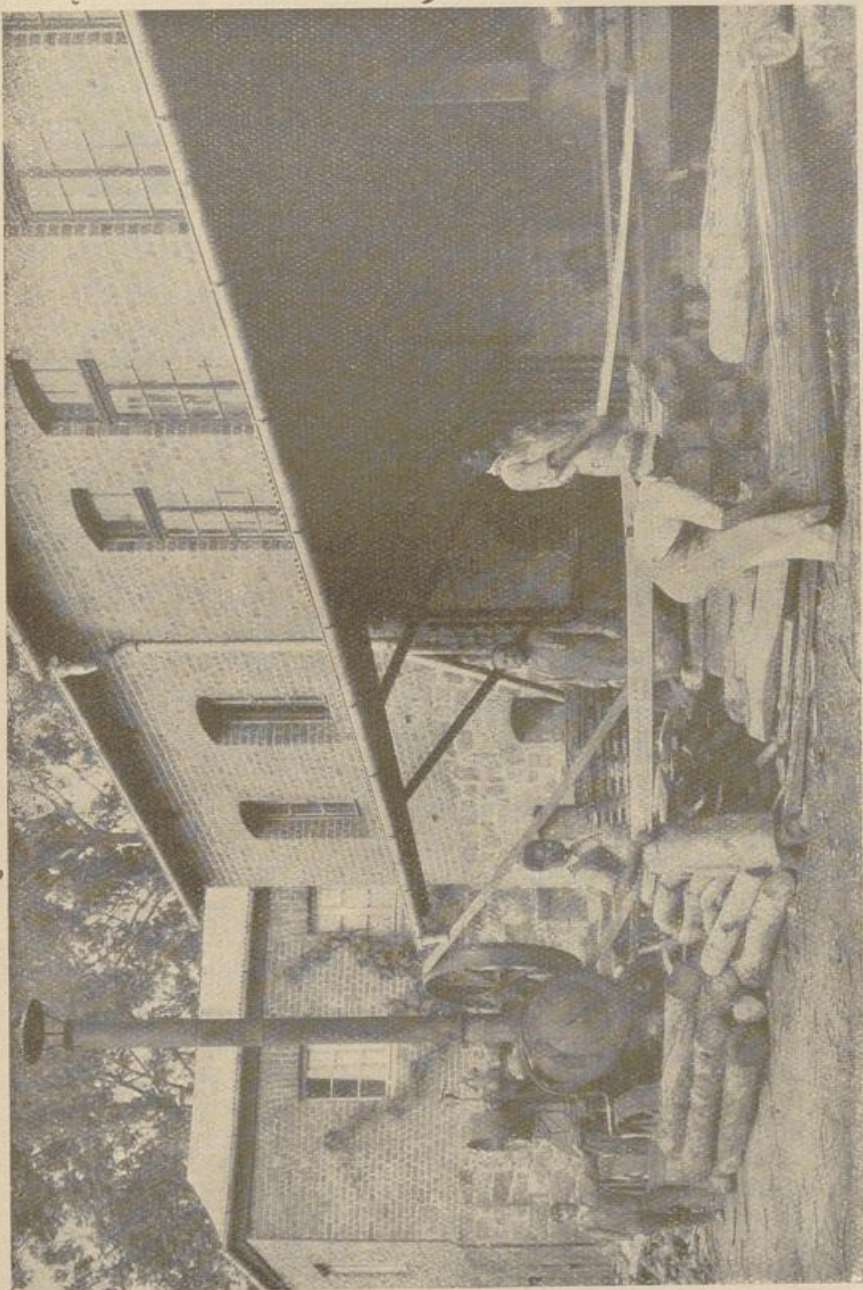
amten für die Schulbehörden so sorgfältig ausgewählt, wie die Sache es erheischte. Es gibt zu wenig Schulen, welche den Bedürfnissen des schwarzen Volkes entgegen kommen und es gibt zu viele kirchliche Sektens, Missionschulen und Institute, die sich zum Teil noch Konkurrenz machen. Viel zu viele europäische und eingeborene Lehrer in unseren Eingeborenen-Schulen haben nicht das erforderliche Verständnis für die soziale Bedeutung der Erziehung. Regierung, Missionare und Eltern fordern eine Erziehungsart, deren Wert in der Tradition besteht und in erster Linie europäisch ist. Diese wirkt aber dahin, die gebildeten Schwarzen von ihrem Volke loszulösen aus der eingeborenen Gesellschaft in europäische Gesellschaftskreise zu werfen.

Dr. Ed. John Dube, ein hervorragender Volksführer unter den Schwarzen in Natal äußert sich wie folgt: daß die Europäer wie die Schwarzen unzufrieden sind mit der Methode, wie mit den Erfolgen des Schulwesens. Es gibt im Erziehungswesen der Schwarzen eine Farbenschränke. Der Maßstab — Standart — für die Eingeborenen-Schulen ist zu niedrig. Es sollte mehr Englisch als Unterrichtsfach gegeben werden. Der Lehrer der Eingeborenen erhält einen geringeren Lohn als ein gewöhnlicher Polizist und so kann man nicht erwarten, daß sie auch das Höchste und Beste leisten.“

Der Schreiber kennt einen Polizisten, ein früherer Lehrer, der sich sehnt, wieder als Lehrer zu wirken.

Ein anonymmer Schreiber äußert sich in einer Eingeborenenzeitung: „Auf einer Lehrerkonferenz wurde ein Vertreter des Regierungsdepartements des Unterrichtswesens gefragt, was „Eingeborenen-Schul-Erziehungswesen“ bedeute. Antwort: Es bedeute Eingeborenen-Schulwesen. Das erregt Verdacht. Weshalb ist unser Schulwesen gekennzeichnet? Dieses Eingeborenen-Schulwesen ist ein Wirrwarr. Schulinspektoren ziehen umher um die armen schwarzen Lehrer zu terrorisieren. Die schwarzen Lehrer sind armselig bezahlt und werden gezwungen, Schritte zu unternehmen, die sie nicht beabsichtigen wollen.

Des Gegensatzes wegen soll auch noch folgendes Lob des Schulwesens angeführt werden. Es ist ein Ausschnitt eines Briefes, den ein Europäer an die Oberschulbehörde schrieb: „Während ich in dieser Gegend auf Besuch war, hielt ich mich in einem Kaufladen auf. Im Laufe der gewöhnlichen Unterhaltung spendete der Kaufmann ganz unwillkürlich den Lehrern in diesem Bezirke ein Lob. Er erklärte, daß das Beispiel, welches alle Lehrer im gewöhnlichen Verkehr mit ihm als Kaufmann gäben, ein glänzendes Zeugnis sei für die Eingeborenen-Schulen. Ihre Höflichkeit, ihre feine Manieren, ihre Geradheit, ihr allgemeines gutes Betragen widerstrahlt nicht nur in ihrem eigenen Benehmen, sondern auch im allgemeinen Betragen der Kinder, die ihre Schulen besuchen.



Eingeborene arbeiten unter Leitung unserer Missionsbrüder in Mariannhill
auf dem Sägewerk

Bei einer internationalen Konferenz, die im Jahre 1926 in Belgien tagte erklärte J. H. Oldham, daß Religion von der Regierung nicht gelehrt werden könne, da sie selber keine an und für sich christliche Einrichtung sei. Demgegenüber erklärte ein Missionar, daß es in Afrika ein Verbrechen sei, Schule und Religion zu trennen. In Westafrika übrigens stimmte die Regierung selber zu. Er zitierte Sir Gordon Guggisberg, welcher schrieb: „Auf viele Jahre hinaus muß das Schulwesen in den Händen der Missionare sein.“

Ein Beschluß über das Schulwesen schlägt vor, daß Regierung, Missionsgenossenschaften, die Eingeborenen und die Handelsgesellschaften zusammenarbeiten sollen und empfiehlt Elementarunterricht für alle Eingeborenenkinder. Der Schulkurs soll in nächster Verbindung stehen mit dem ganzen Leben der Gesellschaft, die Entwicklung des Charakters beachten und in allem von Religion durchdrungen sein; ebenso in besonderer Weise die Gesundheitslehre pflegen um ein gesundes Familienleben zu fördern, sowie eine vernünftige Erholung anstreben. Er schließt mit der strengen Forderung, in die Erziehung eine genaue Religionslehre einzubegreifen und zwar mit Nachdruck und deren Anwendung auf die Sitten des erotischen Lebens und dessen Verhältnis zum Gottesdienst.

Unter der Überschrift: „Villen für die Missionare“ brachte die große Zeitung „Natal Mercury“ vom 16. Oktober 1926 einen Auszug aus der Rede, die Dr. Loram in Le Zont (Belgien, bei obengenanntem internationalen Kongreß) gehalten hat. Dr. Loram führte aus, daß er für die Eingeborenen spreche und Dinge zu sagen habe, welche vielleicht den Kongreßteilnehmern nicht recht munden dürften. Die Stellung der Eingeborenen zum Schulwesen ist folgende:

— Der Eingeborene zieht die Regierungsschulen den Missionsschulen vor, weil diese besser sind.

— Es soll immer eine gemeinsame Zusammenarbeit zwischen Regierung und Mission statthaben.

— Das Schulwesen sollte ganz dasselbe sein und sich in allen Zeugnissen und Examina den Weißen und Schwarzen anpassen.

— Der Unterricht sollte in Englisch und nicht in der Landessprache gegeben werden.

— Der Schwarze soll bestimmen, was für ihn gut ist im Unterricht und nicht der Weiße für den Schwarzen.

Diese Darlegungen wurden mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen und Missionare, die ihr ganzes Leben in Südafrika zugebracht haben widersprachen wegen der daraus entfließenden Konsequenzen.

Die Bildung der Schwarzen muß voran gehen und geht ganz bestimmt weiter. Aber wenn sie getrennt wird von einem guten Religionsunterricht, dann werden die oben angeführten Punkte keine Villen für

die Missionare sondern bittere Pillen für die ganze weiße Bevölkerung Südafrikas. Der Strohalm zeigt, wohin das Wasser fließt. Im Jahre 1910 sagte ein hochgebildeter afrikanischer Häuptling zu einem australischen Besucher: „Hier, mein Herr, in Südafrika haben wir noch keine im zweiten Grade ausgebildete Generation, wir spielen noch die Affen, wir ahmen noch nach; aber wartet ein wenig. Gebt uns Zeit, nur noch wenig Zeit und Sie werden sehen, daß wir aus dem Unterricht Nutzen ziehen. Ich sage, der Eingeborene hat seine Sendung. Er hat seine Sendung und wird sie erfüllen. Hören Sie auf das Wort eines Dichters. Der Vollblut-Afrikaner Paul Laurenz Dunbar, geboren in Amerika, entwirft ein wahrheitsgetreues Bild der Gegenwart und des kommenden Schicksals des Eingeborenen:

„Es ist noch ein wenig dunkel um ihn,
Schon sind aber Anzeichen da vom kommenden Tag,
Und irgendwo fern in der Dunkelheit
Singt ein Vöglein zum dämmernden Licht!“

Notizen eines katholischen Missionsarztes

II.

Ein lateinisches Sprichwort sagt: *Ne sutor super crepidam*, „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ Manchmal aber betont ein Sprichwort seinen Wahrheitskern zu stark, und es gibt Umstände, wo es gar nicht anwendbar ist. Gerade dieses Sprichwort, glaube ich, ist durchaus keine passende Lebensregel für einen Missionsarzt. Oft wird er um Dienste angegangen, die außerhalb seines Faches liegen, und wenn er gar zu genau bei seinem Leisten stehen bleibt, wird er sich mancher Freude berauben, die aus dem Bemühen entspringt, allgemein nützlich zu sein.

So begegnete es mir z. B., daß Eingeborene ihre kranken Tiere zu mir brachten und schon manches Mal habe ich Ochsen und Pferde chloroformiert und operiert. Einmal wurde mir ein Kalb gebracht, das mit einer Verstopfung in der Luftröhre geboren war. Nach der Operation sprang es fort und atmete ganz leicht durch eine Metallröhre, die eigentlich für eine menschliche Luftröhre bestimmt war. Ein anderes Mal brachte man mir ein Zicklein, das mit arg mißgestalteten Beinen zur Welt gekommen war. Ich chloroformierte es, streckte seine Beine und legte sie in einen Gipsverband. Dieser Patient lebte jedoch nur wenige Tage. Man konnte ihm nicht einmal ein würdiges Begräbniß bereiten, denn ein hungriger Hund, der des Nachts über die Steppe streifte, stahl den Leichnam. Ich mußte mich mit dem Trost zufrieden geben, daß der Dieb sicher seine verdiente Strafe bekommen hatte, als er sich an die Gipsbeine machte!

Dann ist es wieder mein Privileg, meinen Leisten zu lassen, um als Transportführer zu dienen und einen Missionar oder Bischof, ja manchmal sogar einen Erzbischof und päpstlichen Delegaten in meinem Auto auf Missionsreisen mitzunehmen. Manchmal sieht das Bild des hl. Christophorus, der auf die Sitzfläche meines Autos niederschaut, ein armes schwarzes Kind, das, wie neulich, zu einer dringenden Unterleibsoperation zum Hospital gefahren wird, dann wieder einen *Sacerdos magnus*, einen Hohenpriester der Kirche, der den hl. Vater selbst re-

präsendiert. In beiden Fällen reise ich um so glücklicher in dem Bewußtsein, daß des Heiligen Fürsprache mir Gottes Segen für die Fahrt erwirken hilft.

Hie und da werde ich von meinem medizinischen Leisten noch weiter abgelenkt. Vor einigen Monaten besuchte ich eine Missionsstation und dachte dort einige Patienten auf mich wartend zu finden. Aber durch irgend ein Mißverständnis waren sie noch nicht angekommen. Ich glaubte einige Stunden unbeschäftigt zu sein und nahm ein Buch zur Hand, das ich mitgenommen hatte, um es bei Gelegenheit in Angriff zu nehmen. Bald war ich auch ganz versunken in die tiefen, aber lichtvollen Gedanken von Abt Vonier's Buch: „Schlüssel zur Lehre von der Eucharistie.“ Da brachte mich ein Schlag an die Tür plötzlich wieder zur Erde zurück. Ein eingeborener Lehrer stellte sich vor. Unter vielen Entschuldigungen erklärte er, er habe P. Rektors Erlaubnis erhalten, mich mit der Bitte um Hilfe zu belästigen. So war also doch ein Patient da! — Und es war ein schwerer Fall von Stimmverlust. Es war aber kein menschliches Wesen, das seine Stimme verloren hatte, ja nicht einmal ein Tier, — es war das Kirchenharmonium! Meine Untersuchungsoperation enthüllte, daß der Krankheitsherd durchaus nicht im Stimmapparat lag, es war vielmehr ein vorgeschrittener Zerfall der Lungengewebe (undichter Blasbalg). Ich verordnete ein neues Paar Lungen, war aber nicht in der Lage, mein Rezept auch anzuwenden. Der Lehrer schien jedoch auch meine gute Absicht mir hoch anzurechnen. Einige Monate später wurde mir auf einer anderen Missionsstation auch ein krankes Harmonium vorgestellt. Dieses Mal lagen die Beschwerden bei einer Note, die sich hartnäckig zur Zeit und Unzeit hören ließ, und dieses Übel konnte ich heilen.

Aber es gibt auch Gelegenheiten, wo ich es für geratener halte, bei meinem Leisten zu bleiben. So wurde ich vor kurzem ins Sprechzimmer gerufen und fand dort einen Schwarzen, der ganz untröstlich schien. Ich fragte ihn, was ihm denn fehle und er sagte: „Meine Frau ist geschlagen worden, und ich möchte gern Medizin für ihre Wunden.“ Auf meine Frage, wer denn seine Frau geschlagen habe, antwortete er: „Ich habe sie verprügelt!“ Ganz entrüstet fuhr ich ihn an, wie er sich denn nur so benehmen könne. „Nun“, sagte er, „ich gab ihr meine Hosen zum Flicken, sie weigerte sich; ich bat sie, mir Essen zu kochen, sie weigerte sich. Statt dessen ging sie zum Biergelage und kam betrunken heim. Hatte ich da nicht Recht, daß ich sie prügelte?“ Ich hatte einen leisen Verdacht, daß wahrscheinlich auf beiden Seiten ernste Fehler vorlagen. Da ich aber Salomons Weisheit nicht besaß, hielt ich es für das Beste, bei meinem Leisten zu bleiben und lieber Verband für die Wunden der Frau herzurichten, als mich auf eine gelehrte Erörterung über die Moralität des Frauenverprügelns einzulassen.

Dr. Mac Murtrie, Mariannhill.

Das Werk der Ausbreitung des Glaubens geht jedem anderen Werke der christl. Nächstenliebe soweit voran, wie die Seele den Leib, der Himmel die Erde, wie die Ewigkeit die Zeit überragt.
Pius XI.

Großvater und Enkel

Ein Bild aus der Katholikenverfolgung in England unter Elisabeth
(Fortsetzung) Von Joseph Spillmann S. I. Nachdruck verboten

Aber er riß sich los und wollte hinaus. Da öffnete sich die Türe; der kleine John trat ein und rief: „Kommet doch in die Halle hinunter, um die schönen Weihnachtslieder zu hören, die ein fremder Mann zur Laute singt!“

„Er ist es!“ sagte Lady Worthington; sie wußte ja, daß der Priester als Sängervestibelt kommen werde, wie sie in England auf Weihnachten den Christmass-Carol singend von Haus zu Haus ziehen.

„Zu spät!“ klagte Sir Richard. „Er ist in meinem Hause! Wissen die Diener, wer der Sänger ist?“

„Niemand weiß es außer dem alten Tom“, antwortete die Dame.

„So führe den fremden Mann, wenn er sein Lied geendet, zu uns herauf, John“, sagte der Greis zu dem Knaben, welcher, die ungewöhnliche Aufregung bemerkend, erschrocken zu seinem Großvater emporstah.

Der Knabe ging. Durch die offenen Türen tönte jetzt eine klangvolle Männerstimme, welche mit schlichtem, frommem Ausdrucke folgende Zeilen eines alten englischen Volksliedes sang:

Die Hirten sind wohl auf der Wacht
Im Feld bei Nacht und Wind;
Da ladet sie die Engellschar
Zum neugeborenen Kind.

Die Hirten ziehen bei frohem Schall
Der Flöten und Schalmeien
Nach Bethlehem zu einem Stall —
Drin liegt das Kindelein!

Die Hirten sehn bei Unserer Frau
Sankt Joseph betend knien —
Da werfen auch sie in Demut stumm
Sich vor die Krippe hin.

Die Hirten singen das Engellied:
„Geboren ist das Kind!
Dem Höchsten Ehr', den Menschen Fried',
Die guten Willens sind!“

Die milden Klänge des frommen Hirtenliedes bildeten einen sonderbaren Gegensatz zu der Stimmung, in welcher der Vater des Sängers dieselben hörte; dennoch blieben sie nicht ohne jeden Widerhall in seiner Brust. Aber der Greis, dessen Herz mit tausend Ketten sich an diese Erde geschmiedet hatte, kämpfte die Regung der Gnade nieder, und als das

Lied zu Ende war, sagte er düster vor sich hin: „Ich kann nicht anders — er muß aus meinem Hause fort!“

Schritte nahen, und einen Augenblick später standen sich Vater und Sohn gegenüber. Mit der Freude des Wiedersehens auf seinen offenen, edeln Zügen nahte sich der Angekommene dem Greise; aber ein einziger Blick in das bleiche, verdüsterte Antlitz sagte ihm alles. Die Arme, die sich geöffnet hatten, um den Vater zu umfassen, sanken nieder, und schmerzlich zuckte es um die setngeschnittenen Lippen des Priesters, als er die Worte sprach: „Ich scheine dir kein willkommenener Gast, Vater. Du zürnst mir immer noch, weil ich ohne deine Erlaubnis nach Douay reiste und Priester wurde. Aber der Ruf Gottes erging zu deutlich an mich: ich mußte folgen. Verzeih mir also und bring auch du das Opfer, welches der Herr von dir wie von mir verlangt.“

„Der Ruf Gottes!“ wiederholte der Greis ungläubig. „Deine Schwärmerei ist es, die uns alle ins Verderben stürzt! Weißt du denn nicht, daß deine Ankunft hier den Untergang deiner Familie veranlassen muß? Hast du meinen Brief nicht empfangen, in dem ich dich mit Enterbung bedrohte, wenn du jemals deinen Fuß auf englischen Boden setzen würdest?“

„Ich erhielt ihn, Vater; aber der Gehorsam, den ich meinem geistlichen Obern schulde, und meine Sehnsucht, am Heile meiner Heimat zu arbeiten, führten mich dennoch hierher“, antwortete der Priester ruhig.

„So wisse denn, daß ich dich von heute an nicht mehr als meinen Sohn betrachte“, rief Sir Richard; „ich enterbe dich, und ich befehle dir, augenblicklich dieses Haus zu verlassen, das deine Anwesenheit zu verderben droht!“

In atemloser Spannung war bisher Lady Worthington dem peinlichen Auftritte gefolgt; jetzt warf sie sich zwischen den zürnenden Vater und seinen Sohn, der mit Tränen im Auge das harte Wort hinnahm und sich der Türe zuwenden wollte. „Halt, halt!“ rief sie, „es kann nicht Euer Ernst sein, Mylord; in diese schreckliche Nacht hinaus jagt der Besitzer von Blansco Hall keinen Bett-

ler, geschweige denn sein eigen Fleisch und Blut, und noch viel weniger einen Gesalbten des Herrn! Komm, John, mein Kind, hilf mir den Großvater erbitten, daß er den Fluch dieser Tat nicht auf seine Seele lade!“ Der Knabe kniete mit seiner Mutter nieder und weinte und flehte, aber umsonst; Sir Richard wiederholte das Wort und verstieß seinen Sohn.

„Laßt es gut sein, Mylady“, sagte dieser; „ich danke Euch und meinem lieben Neffen für Eure Teilnahme. Es ist wahr, diese Stunde ist die bitterste meines Lebens, und doch habe ich mich so auf sie gefreut! — Ich gehe, Vater, und möge Gott Euch verzeihen! Ich fürchte, es wird eine Stunde kommen, da Ihr mich zurückruft, und ich weiß nicht, ob dann Euer Wunsch sich erfüllt. Lebt alle wohl, und Gott sei mit euch!“

Entschlossen schritt der Priester der Türe zu. Als diese sich hinter ihm schloß, sank der Greis wie vernichtet in den Lehnstuhl und jammerte halb verzweifelt: „Es muß sein, es muß sein!“

Lady Worthington aber, die bisher ihr empörtes Herz nur mit Mühe gebändigt hatte, trat vor Sir Richard hin und erklärte, daß auch sie mit ihrem Kinde Blainsco Hall verlassen werde. „Ich mag

nicht mehr mit einem Manne unter demselben Dache wohnen, der sein eigenes Kind verstößt und seinen Glauben verrät. Komm, John“, sagte sie und eilte dem Priester nach.

Drunten an der Haustüre traf sie ihn. Der alte Tom, dem die heißen Tränen in den greisen Bart rollten, schloß ihm eben das Tor auf; der Wind fuhr heulend in die Hausflur und jagte den Männern breite Schneeflocken in das Antlitz. Die Edelfrau wollte den Priester zurückhalten, und der kleine John klammerte sich weinend an ihn; allein umsonst war alles Bitten und Flehen.

„Es darf mir nicht besser gehen, als es meinem Heilande ging“, sagte er mit mildem Ernste. „Vom lieben Christkindelein, das wir heute nacht erwarten, steht ja geschrieben: „Es kam in sein Eigentum, und die Seinigen nahmen es nicht auf.“

Und er segnete die Jammernden und beugte sich zu dem laut weinenden Knaben nieder und machte ihm das Zeichen des heiligen Kreuzes auf Stirne, Mund und Brust; dann ging er in die sternenlose Nacht hinaus, und seine Schritte verhallten bald im Brausen des Windsturmes.

II.

Eine Tat der Verzweiflung

Was Lady Worthington dem alten Herrn von Blainsco Hall gedroht hatte, vollführte sie auch. Am Nachmittage des Christfestes, an welchem Sir Richard zum erstenmal in der Allerheiligentirche von Wigan dem protestantischen Gottesdienste beiwohnte, ließ sie satteln und ritt mit ihrem Knaben, von wenigen Dienern begleitet, von dannen, zunächst gen Warrington. Wenige Wochen später zog sie dann nach Sankey House, einem kaum ein halbes Stündchen westlich von der eben genannten Stadt gelegenen Landgute.

Dank dem Qualme und der Dunst-atmosphäre des nahen Widnes und seiner chemischen Fabriken, ist die Gegend heutzutage eine der traurigsten Lancashire's; in der Zeit der Königin Elisabeth aber grünte noch üppiger Baumwuchs an den Ufern der Mersey. Sankey House selbst, seit vielen Jahren im Besitze der Familie Worthington, war berühmt wegen seines schönen Gartens und wegen der uralten Bäume des Lustgehölzes, welches von drei Seiten das herrschaft-

liche Haus umschloß. Gegen die niedrigen Ufer der Mersey und nach Westen zu dehnten sich in sanften Wellenlinien grüne Matten und wohlbestellte Felder aus, zwischen welchen manches kleine Pachtgut mit seinem schmucken, halb unter Bäumen versteckten Wohnhause lag. Alles atmete ländlichen Frieden und bezeugte den Wohlstand der Worthington.

Diesen stillen Landsitz hatte sich Lady Worthington zur Wohnung gewählt. Etwa eine Woche nach ihrem Einzuge in das einsame Landhaus kam dann bei Nacht und Nebel ein überaus lieber Gast, — ihr Schwager, der Priester, und reichte seinem Neffen am Feste Mariä Lichtmess die erste heilige Kommunion. Hier fand er in sichern Verstecken Schutz vor seinen Verfolgern und hatte die Gelegenheit, auf seinen Ausflügen in der Umgebung manche Seele im Glauben zu bestärken oder mit Gott zu versöhnen. Allein das friedliche Leben in Sankey House sollte nur zu bald gestört werden.

Am Abende des 11. Februar 1584

saßen Mutter und Sohn in traulichem Geplauder am Erkerfenster des Familienzimmers. Das Tagewerk war getan. Der Knabe hatte unter der Leitung seines geistlichen Onkels fleißig gelernt und die Mutter am Spinnrocken und am Herde mit den Mägden gearbeitet; denn die Edelfrauen jener Zeit hielten es nicht unter ihrer Würde, dem Gesinde in Fleiß und Arbeitsamkeit vorzuleuchten. Auch hatte sie eine kranke Pächterin besucht und derselben in der Haushaltung geholfen. So saß nun die Edelfrau in jener behaglichen Stimmung, womit das Bewußtsein erfüllter Pflicht lohnt, gemüthlich plaudernd am Erkerfenster.

John, der Blondkopf mit den treuen blauen Augen, schmiegte sich an sie und erzählte ihr, wie gut er seine Aufgaben gemacht und wie sehr der Onkel mit ihm zufrieden sei; denn er habe heute einen ganzen Feldherrn aus dem Cornelius Nepos überseht. Und dann erzählte er die Geschichte des griechischen Helden Pausanias und schloß seine Erzählung also: „Siehst du, Mutter, das ist abscheulich, daß dieser Mann ein Verräter war. Und das ärgert mich immer am allermeisten, daß die böse Königin in London —“

„Aber John, wer redet so?“ unterbrach ihn die Mutter.

„Ach, ich weiß wohl, daß ich das vor den Leuten nicht sagen darf; aber zu dir darf ich es doch sagen. Läßt sie denn unsere Priester nicht martern? Und unsern lieben Onkel ließe sie gewiß auch henken und vierteilen, wenn sie ihn nur in ihre Gewalt bekäme!“ verteidigte sich der Knabe und vollendete dann den begonnenen Satz: „Und das ärgert mich am allermeisten, daß sie uns Katholiken Verräter nennt. Aber nicht wahr, Mutter, wir sind keine Verräter?“

„Gewiß nicht, mein Kind“, bestätigte lächelnd die Dame. „Wir lieben unsere rechtmäßige Königin und unsere Heimat von Herzen.“

„Das habe ich heute des Pächters Josua auch gesagt, und als er mir vorrückte, daß wir die Gesetze der Königin nicht befolgten, erklärte ich ihm, wir hätten Gott mehr zu gehorchen als den Menschen? so hätten es die makkabäischen Brüder, von denen wir in der Bibel lesen, und die heiligen Märtyrer auch gehalten. Darauf wußte er nichts zu erwidern; aber er hielt mir vor, daß mein Großvater jetzt auch zur neuen

Religion halte, und das hat mich sehr traurig gemacht.“

„Es ist gewiß traurig, daß er den protestantischen Gottesdienst besucht; dennoch ist er in seinem Herzen katholisch und tut den Armen um Blainsco Hall viel Gutes. Du mußt täglich beten, daß Gott ihm die Gnade der Bekehrung gewähre“, sagte Lady Worthington. Dann schwieg sie schmerzlich bewegt eine Weile und schaute in die von der untergehenden Wintersonne beleuchtete Landschaft hinaus.

Zur letzten Stunde noch hatte sich das trübe Gewölk im Westen auf einige Augenblicke gelichtet und zeigte den feurigroten Sonnenball, der wie eine riesige glühende Kugel auf den fernen Hügeln von Woolton ruhte. Ströme von Gold und Purpur goß das scheidende Gestirn in die wunderbar zerfetzten Winterwolken und über die fahle, ihres Sommerschmuckes beraubte Erde. Die Wellen der nahen Mersey, auf denen, von Wind und Ebbe begünstigt, einige Segel stromabwärts steuerten, funkelten wie flüssiges Metall, und die Kirchenfenster der alten Abtei, von der heute nur mehr Ruinen der Hügelkette von Runcorn krönen, flammten im letzten Scheidestrahle.

Auch der Knabe hatte in die friedliche Abendlandschaft hinausgeschaut und rief: „O wie schön hat Gott das alles gemacht!“

„Schön, aber vergänglich!“ sagte die Mutter. „Siehst du, jetzt ist die Sonne hinunter, und schon liegt die Erde farblos, und die Wasser des Flusses sind dunkel, und drüben in der alten Abtei erlöscht der Glanz in den Fenstern, und die goldenen Wolkenränder erbleichen, und bald ist alles kalt und grau. Gerade so rasch wie das Abendrot verbleicht das Glück und der Glanz dieser Erde. Darum, mein Kind, hüte dich wohl für den vergänglichen Schein dieser Erde die wahren Güter des Himmels hinzugeben.“

Der Knabe blickte mit seinen klaren Augen in die Augen der Mutter und erwiderte: „Ich weiß, was du sagen willst, Mutter! Und ich will auch recht sehr für den Großvater beten, der zu den Rehern in die Kirche geht, um das viele Geld nicht zahlen zu müssen.“

„Das wollen wir tun. Geh, mein Kind, und bitte den lieben Onkel, herunterzukommen, daß wir unsere Abendandacht halten.“

Bald kehrte der Knabe zurück und meldete, Onkel Thomas sei durch das Hinterpförtchen zu einem Kranken nach Warrington gegangen. Sie beteten nun vorläufig in der Abenddämmerung den Rosenkranz für die armen Seelen. Dann zündete die Mutter eine Wachskerze an, und der kleine John mußte ihr aus einem alten Legendenbuche vorlesen. So mochte ungefähr eine halbe Stunde vergangen sein, als sie durch die Ankunft eines Fremden gestört wurden.

„Wer kann es sein?“ rief John und eilte an das Fenster. Ein einzelner Reiter hielt, dicht in seinen Mantel gehüllt, an dem Gittertore, das den Hofraum abgesperrte. Ein Diener öffnete soeben. Als dann der Mann über den bereits dunkeln Hof ritt, fiel aus einem Fenster der Halle ein Lichtstrahl auf sein Gesicht und beleuchtete die Züge des greisen Herrn von Blainsco Hall.

„Es ist der Großvater“, sagte John, „und ich meinte, es sei ein Spion!“

„Er ist es“, bestätigte die Dame erstaunt. „Komm, John, wir wollen ihn begrüßen.“

„Nein, Mama, beten will ich für ihn; aber begrüßen mag ich ihn nicht, solange er in die protestantische Predigt geht. Die alte Martha hat auch gesagt, er würde den lieben Oheim, der doch sein Sohn ist, den Häschern verraten, wenn er es nur könnte.“

„Und ich befehle dir, du sollst ihm recht freundlich die Hand reichen — jetzt komm!“ Lady Worthington, welche es sehr schmerzte, daß ihre Entfernung von Blainsco Hall den alten Mann nur noch mehr verbittert hatte, nahm sich vor, denselben mit aller Freundlichkeit zu empfangen. Den Knaben an der Hand, eilte sie ihm entgegen und grüßte ihn: „Willkommen in Sankty House!“

„Willkommen?“ fragte der Greis ungläubig. „Ist der „keiserliche“ Schwiegervater, mit dem man nicht mehr unter einem Dache wohnen will, willkommen? Spart Eure schönen Redensarten, Mylady! Ich bin auch nicht aus purer Höflichkeit den weiten Weg durch diesen rauhen Nordost herübergeritten.“

„Ich weiß, daß Ihr den Schritt, den wir so sehr bedauern, aus Liebe, freilich aus mißverstandener Liebe, zu uns tattet“, entgegnete die Edelfrau milde. „Setzt Euch nun nach dem scharfen Ritte an unser gutes Kaminfeuer und laßt Euch einen Becher warmen Weines munden, den ich bestellen will.“

Der Greis setzte sich ohne ein Wort der Erwiderung an den Kamin, und die Glut beleuchtete mit grellem Widerschein sein Angesicht. Man hätte seine Züge ehrwürdig nennen müssen, wäre nicht der Stempel innerer Unruhe und eines friedlosen Herzens denselben ausgeprägt gewesen. Es folgte eine Pause, in der Mutter und Kind fragend auf den Besuch schauten.

Da erinnerte sich der kleine John des Befehles seiner Mutter. Er trat also vor, und nicht ohne inneren Kampf die Hand des Großvaters ergreifend, sagte er: „Die Mutter hat mir befohlen, dich herzlich zu begrüßen, Großpapa.“

„Die Mutter hat es dir befohlen! Du würdest es also sonst nicht getan haben, John?“ forschte Sir Richard, und bevor die Edelfrau ein vermittelndes Wort sagen konnte, antwortete der Knabe, dem Lüge und Verstellung fremd waren:

„Nein, solange Sir Richard, und bevor die Edelfrau ein vermittelndes Wort sagen konnte, antwortete der Knabe, dem Lüge und Verstellung fremd waren: „Nein, solange Sir Richard, und bevor die Edelfrau ein vermittelndes Wort sagen konnte, antwortete der Knabe, dem Lüge und Verstellung fremd waren:“

Der Eindruck, den diese schlichten Worte aus dem Munde des Enkels auf Sir Richard machten, war ein erschütternder. „Das mir“, stöhnte er, „der ich alles, selbst meine Herzensruhe hinopferte, um euch vor dem Bettelstabe zu retten! Dein Oheim und deine Mutter tun das Menschenmögliche, wie ich sehe, um auch dich und mit dir die Hoffnung unserer Familie zu vernichten. Es ist hohe Zeit, daß ich dazwischentrete.“

Auf einen Wink der Mutter verließ der erschrockene Knabe das Zimmer; dann wartete sie innerlich betend, bis der Zorn des alten Mannes sich legen würde.

Sir Richard war aufgesprungen und durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer; endlich blieb er mit einer raschen Wendung vor der Dame stehen und sagte: „Ruht mir augenblicklich meinen Sohn; ich muß ihn sprechen!“

„Meinen Mann?“ fragte sie; „Ihr wißt ja, daß er zur See ist und vor sechs Monden kaum zurück erwartet wird.“

„Nicht Richard will ich sprechen — ja, wenn er nur hier wäre!“ entgegnete der Greis; „den andern, der uns alle ins Unglück bringt, den Priester.“

„Er ist nicht in Sankty House“, erwiderte die Dame ruhig.

„Er ist wohl hier. Meint Ihr denn, ich wisse es nicht? Drüben im Jagdzimmer wohnt er!“

„Man hat Euch falsch berichtet, My-

lord“, sagte die Dame und ergriff einen Leuchter. „Wollt Ihr mir in das Zimmer folgen und Euch selbst überzeugen?“ „Nun, er mag augenblicklich abwesend sein; aber er wohnt hier im Hause, oder wenigstens wißt Ihr, wo er ist. Ihr müßt mir diesen Abend noch eine Zusammen-

ende!“ rief er. „Ich bin entschlossen, um jeden Preis mein Haus zu retten!“

„Doch nicht um den Preis der ewigen Seligkeit?“ fragte ernst die Edelfrau.

„Spart Eure Predigten, Mylady, und hört, was geschehen wiß, wenn Ihr nicht binnen Monatsfrist mit Eurem Kinde



Osterfeier in Jerusalem vor der hl. Grabeskirche

kunft mit ihm verschaffen“, drängte Sir Richard.

Aber Lady Worthington wiederholte ruhig: „Das steht nicht in meiner Macht.“

Wiederum steigerte sich des unglücklichen Greises Furcht zu einer fieberhaften Aufregung. „Ich will nicht, daß meine Familie am Bettelstabe oder im Armenlünderturme oder gar am Galgen

betteln gehen wollt!“ rief Sir Richard. „Der Priester, den Ihr beherbergt, muß fort aus England, und er muß es mir heute nacht noch mit heiligem Eide schwören, daß er augenblicklich und für immer den englischen Boden verlassen werde, sonst hat er es seiner Halsstarrigkeit zuzuschreiben, wenn ich zu einem Schritte gedrängt werde, vor dem ich zurückschaudere. Wollt Ihr Eure Hand

dazu bieten, die unheilbrohende Person aus unserer Mitte zu entfernen?“

„Niemals!“ entgegnete die Edelfrau mit Entrüstung. „Tausendmal lieber lebendigen Leibes in dem scheußlichsten Gewölbe des Londoner Sowers vermodern!“

„So muß ich allein handeln!“ sagte der Greis, mit dem unheimlichen Ausdruck jener Entschlossenheit, deren Mutter die Furcht ist, in dem unruhigen Blicke. „Gebt mir meinen Mantel und laßt mir mein Roß vorführen!“

„Was wollt Ihr tun?“ fragte die geängstigte Frau, in deren Brust ein schrecklicher Verdacht aufstieg.

„Ihr werdet davon hören, und es wird Euch vielleicht nicht lieb sein; aber es ist das einzige Mittel, und ich ergreife es aus Liebe zu Eurem Kinde, das mich seines Grußes nicht würdig hält“, erwiderte der Greis.

„Was habt Ihr vor, unglücklicher Mann? Ich ahne es! Tut es nicht, tut es nicht; bei Eurer unsterblichen Seele beschwöre ich Euch! Denkt doch, daß Ihr bald vor dem Richterstuhle dessen stehen müßt, der gesagt hat: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Eurer Sage werden ja nicht mehr viele sein; das verkünden die weißen Haare Eures Hauptes!“ So beschwor in ihrer Herzensangst Lady Worthington den Schwiegervater; aber auch dieses Mal verhallte der Ruf der Gnade ungehört in der Brust des Greises.

„Laßt es gut sein“, sagte er, „und erlaubt mir, jetzt zu scheiden; ich werde bei einem Freunde in Warrington erwartet.“ Damit schritt er hastig an der Frau vorbei und wenige Minuten später hallte Hufschlag auf dem Steinpflaster des Hofes und verlor sich rasch in der Ferne.

Lady Worthington betete noch eine Weile und dachte über die drohenden Worte Sir Richards nach. Was konnten sie meinen? Den feierlichen Übertritt des Schwiegervaters zur Staatsreligion? Den Verrat des eigenen Sohnes? Sie mußte eingestehen, daß Sir Richard in seiner Aufregung selbst eines solchen zweifelten Schrittes fähig sei. Aber noch ein anderer Gedanke machte ihr Mutterherz erzittern. Es war dazumal nichts Seltenes, daß von Gerichts wegen katholische Kinder ihren Eltern genommen und fanatischen Protestanten zur Erziehung übergeben wurden, und Lady Worthington schauderte bei dem Gedanken, es

könne ihrem Schwiegervater einfallen, ihr durch Richterpruch den Knaben zu rauben.

Sie entschloß sich, gegen alle möglichen Fälle Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Ein vertrauter Diener wurde nach Warrington gesandt, um dem Priester zu bedeuten, er solle bis auf weiteres nicht nach Canby House zurückkehren. Dann eilte sie auf sein Zimmer, um zu sehen, ob alles in den geheimen Fächern geborgen sei. Somit war für das Dringendste gesorgt. Sie rief nun ihren Knaben und fragte ihn, ob er bereit sei, mit ihr nach dem Auslande zu reisen, um dort sein Studium in einer katholischen Anstalt zu machen.

John, dessen Herzenswunsch das schon lange war, jubelte auf und erklärte sich augenblicklich reisefertig. „Dann darf auch ich Priester werden wie der gute Onkel Thomas“, rief er, „und vielleicht werde ich gar ein Bischof, wie der Urgroßvater, dessen Bild zu Blainsco hängt.“

Trotz all ihrer Angst mußte die Mutter bei diesen Worten ihres Lieblings lächeln. „Bleibe nur fromm und brav“, mahnte sie, „ob dich der Herr unter die Diener des Altars beruft oder nicht. Klinge nun der Dienerschaft; es ist spät geworden und hohe Zeit, daß wir unsere gemeinschaftliche Abendandacht halten.“

Bald knieten die Hausgenossen vor einem Bilde Unserer Lieben Frau vom guten Räte und beteten zusammen den Abendsegen. Zum Schlusse sang der kleine John mit klarer Stimme folgende Strophen, deren Schlußzeilen von allen wiederholt wurden.

Nun ist gekommen
Die dunkle Nacht;
Da ziehen die frommen
Englein auf Wacht:
O wachet auch ob unserm Sal,
Ihr lieben Engel allzumal!
Gleich wie die Sterne
Durch Nach und Graun
Aus Himmels Ferne
Herniederschau:
Schaut ihr hernieder mild und gut
Und nehmet uns in treue Hut.
Ihr seid es geheißen
Von Unser Liebfraun,
Der mit Lobpreisen
Wir kindlich vertraun:
Ja, Stern aus David, halte Wacht,
Bis golden der Morgen wieder
[lacht!]

Während so die Bewohner von Sankt House sich dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel empfahlen, ritt der alte Worthington nach der nahen Stadt. Dunkel hoben sich ihre Türme und Mauern von dem nächtlichen Himmel ab, wenn auf Augenblicke die bleiche Sichel des Mondes aus dem Gewölke hervortrat. Die Worte seiner Schwiegertochter waren doch nicht ohne Eindruck gewesen, und immer wieder tönte es in seinen Ohren: „Deiner Sage werden nicht mehr viele sein — das sagen die weißen Haare deines Hauptes!“ Und der gute Engel rief ihm zu: „Zurück, Unglücklicher! Was willst du tun? Dein eigenes Blut veratmen und vor Freund und Feind mit Schmach und mit Schuld beladen in die Grube steigen?“ Er schauderte und ließ die Zügel auf den Nacken des langsam hinschreitenden Pferdes sinken.

Sir Richard war kein gewissenloser Mann; er hielt auf Ehre und Gerechtigkeit; er war auch nicht geizig, die Armen um Blainsco Hall segneten ihn für manche milde Gabe. Aber er hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Glanz und Reichtum des Hauses ungeschmälert auf seinen Enkel zu vererben, koste es, was es wolle. Das war der Zweck seines Lebens, und wenn der Mensch sich einmal so weit verirrt hat, daß er neben das von Gott Gott gesteckte Ziel und Ende ein anderes als gleichberechtigt hinstellt, so steht er auf der abschüssigen Bahn, welche ihn unmerklich zu Taten führt, vor denen er anfänglich zurückgeschauert wäre. So ging es auch Sir Richard; schon sahen wir ihn seinen Sohn verstoßen und sich durch den Besuch des protestantischen Gottesdienstes öffentlich von der Gemeinschaft der Kirche lossagen, und nun heßt ihn die Furcht, seines Zieles doch noch verlustig zu gehen, zu einer Tat der Verzweiflung.

„Ich kann nicht anders“, sagte sich der Greis und faßte die Zügel krampfhaft. Schon nach wenigen Minuten trug ihn das Pferd durch den dunkeln Torweg. „Es muß sein“, wiederholte er, als er vor dem Hause Sir Edmund Traffords, des obersten Sheriffs von Lancashire, hielt.

Er nannte der Türwache seinen Namen und wurde eine steinerne Wendeltreppe zu einer gewölbten Halle hinaufgeführt, wo der Ritter mit einigen seiner Offiziere beim vollen Humpen saß.

„Ihr seid Sir Richard Worthington von Blainsco, wie man mir sagt“, redete

der Sheriff den Eintretenden an, das gerötete Gesicht mit den weinfeuchten Augen dem Greise zuwendend, „und Ihr kommt wohl, um Fürbitte für Euern Sohn einzulegen, dem wir glücklich auf der Spur sind. Natürlich — denn haben wir ihn, so kriegen wir auch Eure Geldsäcke, die schwer genug sein sollen. Daß Ihr dem Pfaffen Vorschub geleistet, liegt ja auf der Hand.“

„Ihr irrt Euch, Ritter Trafford“, entgegnete Sir Richard. „Mein Sohn ging wider meinen Willen nach dem Festlande, und seit er von dort zurückkehrte, habe ich ihn enterbt. Nicht um für ihn zu bitten, den ich nicht mehr meinen Sohn nenne, bin ich hierhergekommen, sondern um denselben, den Gesetzen Ihrer Majestät gehorham, dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, wie es einem treuen Untertanen geziemt.“

„Wie“, fragte der Beamte gedehnt und sich vorbeugend, als ob er seinen Ohren nicht trauen könne, während alle Anwesenden betroffen den alten Mann anstarrten, der zitternd vor Aufregung sich mit der Rechten auf den Eichentisch stützte, indes sein scharfes Auge den Blicken der Männer auswich. „Wie? Ihr wollt Euern eigenen Sohn verra — dem Gerichte übergeben?“

„Ist es denn nicht meine Pflicht, den Gesetzen zu gehorchen?“ stammelte der Unglückliche, wohl fühlend, mit welcher Verachtung die Offiziere auf ihn blickten. „Würdet Ihr anders handeln?“

„Ich?“ erwiderte der Obersheriff; „nun, ich habe glücklicherweise keinen papistischen Pfaffen zum Sohne.“ Dann führte er den Humpen zum Munde, stieß ihn aber wie angeefelt auf den Tisch zurück und sagte in frostigem Tone: „Ja wohl — Ihr handelt ganz dem Gesetze Ihrer Majestät entsprechend. — So sagt uns denn kurz und bündig, wo und wie wir ihn am besten fassen können.“

Der unnatürliche Vater machte seine Mitteilungen und fügte zum Schlusse die Bitte bei, man möge seinen Enkel von dessen Mutter trennen und ihn nach Blainsco Hall bringen, damit der Knabe nicht zu einem unverbesserlichen Papisten erzogen werde. Man dankte für seine Meldung kurz und versprach, die Angelegenheit betreffs des Knaben bei dem nächsten Gerichte zu Preston zu befürworten, — dann konnte Sir Richard gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gebetserhörungen

Graz: Missionsalmosen erhalten, als Dank zu Ehren der hl. Theresia v. K. I. für Erhörung in schweren geschäftlichen Anliegen und als Bitte um fernere Hilfe durch die Fürbitte des hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. I.

Haslach: Missionsalmosen erhalten als Bitte um die Fürbitte des hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. I. um Erhörung in schweren Familienanliegen und um Erlangung eines guten Arbeitspostens.

Edelsbach: Missionsalmosen als Dank zu Ehren der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph und hl. Antonius für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.

Linz: Missionsalmosen als Dank zu Ehren des hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. I. für Erhörung in schweren Wohnungsanliegen.

N. N., Voralberg: Missionsalmosen erhalten als Dank zu Ehren des hlgt. Herzen Jesu und Maria, der hl. Theresia v. K. I. und dem hl. Fidelis für erlangte Gesundheit.

Brunngarten: Anbei . . . Fr. zur Taufe eines Heidenkinds und als Antoniusbrot als Dank dem lb. Gott für Besserung eines Magenleidens. Veröffentlichung war versprochen.

Obergrund: Indem mein Kind schwer erkrankte nahm ich die Zuflucht zur schmerzhaften Mutter Gottes, verbunden mit neuntägiger Andacht und machte das Versprechen wenn es wieder gesund wird ein Heidenkind taufen zu lassen und Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Meine Bitte wurde erhört. Hiemit sende ich den Betrag für ein Heidenkind auf den Namen Maria-Anna zu taufen und füge ein Missionsalmosen bei zu Ehren Maria Hilf mit der Bitte um eine glückliche Entbindung.

N. N.: Dank der lb. Gottesmutter, dem göttlichen Herzen Jesu, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. I. für schnelle Hilfe in Krankheit. Wer immer in Not ist gehe zu genannten Heiligen, er wird sicher Hilfe erlangen.

Nochmals Dank den genannten Heiligen in zwei Krankheiten. Nach Versprechung von Antoniusbrot wurde mir schnelle Hilfe zuteil.

Großostheim: Dank dem hlgt. Herzen Maria, dem hl. Joseph, der kl. hl. The-

resia und der hl. Juliana für Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen.

Ringensbach: Dank dem hl. Antonius für Hilfe und Erhörung in mehreren Anliegen.

Sch. b. M.: Als Dank für bestandenes Examen . . . Mark für ein Heidenkind.

W. n. L.: Dem hl. Antonius und dem hl. Joseph herzlichen Dank für Hilfe zu einer gut bezahlten Stellung. Veröffentlichung und . . . Mark Antoniusbrot war versprochen.

Oedheim: Als Dank . . . Mark zu Ehren der hl. Theresia v. K. I. für erlangte Hilfe bei Magenleiden.

Göding: Mit bestem Gruß sende . . . Kc. zu Ehren des hl. Judas Thaddäus für erlangte Gesundheit. Veröffentlichung war versprochen.

Müllensbach: Dem hlgt. Herzen Jesu, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. I. großen Dank.

Böttigheim: Dank dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Hilfe.

Lohstadt: Dank dem hl. Antonius für den Wiederfund eines Schlüsselbundes.

Oberwittighausen: Tausend Dank der hl. Ottilia, der hl. Rita und dem hl. Antonius für Hilfe in einem Augenleiden und Hilfe in einer Krankheit.

Hersheim: Dank der Mutter von der immerwährenden Hilfe, der hl. Theresia v. K. I., hl. Antonius und hl. Joseph für gut verlaufene Operation. Veröffentlichung war versprochen.

Fristingen: Anbei . . . Mark zum Danke für wunderbare Hilfe bei Blutvergiftung auf die Fürbitte des hl. Joseph, sodaß eine Operation unterbleiben konnte. Opfer und Veröffentlichung war versprochen.

Dank dem hl. Judas Thaddäus, hl. Gerard und dem hl. Antonius für erhörte Bitte. Habe . . . Dollar für die Mission versprochen, welche ich hiermit übersende.

Ferner wurden Gebetserhörungen berichtet aus: Frankenburg, Gleisdorf, St. Pölten, Mehrnbach, Kirchdorf, Haindorf, Linz, Wien XIX. Bez., Heimschuh, Feldkirch, Haus, Vitis, Stattersdorf, St. Johann, Stiftingthal, Bürs, Herzogsdorf, Koblach, Hof Klein-Höflein, Neumarkt, Groß-Radolz-Seefeld, Köllendorf, Grub, Kremsmünster.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbed (Nhb.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

Knurow: Zum hl. Herzen Jesu, der Mutter Gottes, hl. Judas Thaddäus in einem langwierigen unheilbaren Nervenleiden.

Eine Witwe, Vergißm.- und Glöcklein-Leserin bittet um das Gebet zu Ehren der immerwährenden Hilfe Mariens u. des hl. Antonius um Glück in einem dringenden Anliegen.

Hansham: Ein herzliches Vergelt's-Gott der lb. Muttergottes, der hl. Theresia v. K. I. und dem hl. Joseph für besondere Hilfe in schwerer Krankheit.

Oberwenn: Um Hilfe für ein krankes Kind.

Pilsting: Ein eifriger Vergißm.-Leser bittet um das Gebet um Hilfe in einem schweren Anliegen.

Deggingen: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in einem großen Anliegen.

Bitte um Gebet zum hl. Herzen Jesu und Maria, zum hl. Antonius um Vergebung meines Sohnes; anbei .. Mf. als Baustein zum Seminar.

Freiburg: Eine eifrige Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet in einem großen Anliegen.

Freiburg: Eine eifrige Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu und Maria, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. in großer Bedrängnis.

Schambach: Bitte ums Gebet zur Gottesmutter von Altötting, der fl. hl. The-

resia, dem hl. Judas Thaddäus um Schutz des Sohnes in geistigen und leiblichen Nöten.

Kronach: Anbei ... Mark für ein Heidenkind auf den Namen Margareta Theresia.

W.: ... Mark für ein Heidenkind auf den Namen Ludwig Wolfgang um Er-
hörung in einem bestimmten Anliegen.

Kilsheim: Bitte ums Gebet für einen nervenkranken Vater. Almosen ver-
sprochen.

Asbach: Eine Vergißm.-Leserin bittet in einem großen Anliegen um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I.

Achern: Eine eifrige Beförderin bittet um das Gebet für ihre verunglückte Schwester.

Lohstadt: Bitte ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zur fl. hl. Theresia für meinen Mann und Tochter.

Ungenannt: Zu Ehren der hl. Mutter Anna um eine glückliche Entbindung. Zu Ehren der hl. Familie, des hl. Antonius, des hl. Schutzengels um eine glückliche Einheiratung eines braven Sohnes. Zu Ehren des hl. Joseph, des hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I. und des hl. Valentin für eine Frau in schweren Ohnmachtsanfällen.

Memento

Heilsberg: Fr. Anna Steinfy. Unermüdblich war die liebe Verstorbene für unsere Mission tätig. Namentlich für die Verbreitung unseres Kalenders hat die Verstorbene reges Interesse an den Tag gelegt. Möge der göttliche Heiland ihr alles reichlich vergelten!

Imgenbrück: Frau Wwe. Joh. Widdauer, treue Gönnerin unserer Mission.

Basenheim: Regina Hartung. Würzburg: Agatha Baumann. Kiedenheim: Kunigunda Mezger. Frankendorf: H. Först. Reisslingen: Ernst Rausch. Hof-las: Karoline Eckstein. Zimmigen: M. Simon. Landschut: Joh. und Hans Reitmeier, Marg. Hilte. Schönsfeld: Katharina Söhnlein. Dattenhausen: Kreszenz Sted. Martinskirchen: Fanny Hager, J. Stahlhofer. Deidesheim: Adam Blättle. Seibelbach: Juliana Wingenfeld. Kumorow: Herr Lang. Stierberg: Franz

Freundl. Waltendorf: Fanny Achaz. Eichendorf: Barbara Lechner. Frankfurt: Sophie Friedrich. Altötting: L. Dettler, Maria Eberl. Peterwig: L. Brückner. Breslau: Auguste Buchmann. Steinfurt: Margo Hoffmann. Dortmund: W. Brune. Köln: Heinrich Thewissen. Holt-hausen: Heinrich Fangenann. Corneli-münster: Jos. Joh. Ponten. Velen: Fr. Lensing. Hervert: Frau Kleppe. Freis-heim: Hubert Whiesel. Niederwipper: J. Stellberg. Aissinghausen: Josef Steinde. Eschweiler: Kath. Emonds. Muggenhausen: Hochw. Herr Pfarrer Wiek. Ries-dorf: Paul Merzlin, Anton Johannes, Johann Reuter, Lehrer a. D. Rhein-holterode: Franz Fiedler. Siemerode: A. Thüne., A. Elisabeth Thüne, Christoph Thüne, Wwe. Katharina Müller, Fried-rich Förster, Ferdinand Förster, Maria König.

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut. Nach der französischen Ausgabe des Abbe N. Noguer de
Malijay. 96 S. auf Kunstdruckpapier, 27 Bilder, mit einem Gebetsanhang.

Preis M. 2.—

Endlich! werden die meisten aus dem Kreise der Eingeweihten gedacht haben, als gegen Weihnachten das Erscheinen der längst erwarteten Schrift in Aussicht gestellt wurde. Und nun liegt sie vor uns, sauber, wie aus dem Ei geschält, und eines der vielen Bilder schöner als das andere.

Der Inhalt entspricht vollkommen der Erwartung. Ein jeder Leser kommt zu seinem Recht: Der forschende Geist durch die trotz ihrer knappen Form gründliche Beweisführung des französischen Gelehrten, der sich seit 30 Jahren fast ausschließlich dieser Sache widmet; das gläubige Gemüt durch die Anleitung zur Verehrung des hl. Antlitzes, die hier in Deutschland noch wenig bekannt, doch im Anschluß an die Liebe zur kleinen hl. Theresia v. Kinde Jesu im Wachsen begriffen ist. — Möge das prachtvolle Buch recht weite Verbreitung finden; der mäßige Preis ermöglicht einem jeden die Anschaffung und Verbreitung im Kreise der Verehrer der hl. Theresia.

(M. Sch.)

Die Mariannhiller Mission

64 Seiten; Reicher Bilderschmuck, Preis: RM. —.50

Missionspflicht und Missionsberuf will diese kleine aber wertvolle Broschüre in den Herzen der Missionsfreunde und aller Gläubigen hervorrufen. Für alle gilt das Wort des Herrn: „Gehet auch ihr in meinen Weinberg!“ Ohne Missionsinteresse erfüllst du deine Christenpflicht nicht. Drum greif zum Büchlein und dein Herz wird warm werden. Ernste Ordenskandidaten erhalten das Büchlein gratis vom Provinzialat in Reimlingen.

Gibts auch heute noch Teufel?

Authentischer Bericht über zwei Teufelsbeschwörungen in Südafrika, Natal
96 Seiten, Preis broschiert RM. —0.50

Diese Broschüre, welche in den letzten Jahren nicht nur in ganz Deutschland sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus von sich reden gemacht hat, ist in unserer Zeit, wo die Menschen in Religionsabgewandtheit sich dem rein Irdischen ergeben, wiederum ein Beweis für die Existenz einer außerirdischen Welt. Und wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir behaupten, daß dieses Buch in jede katholische Familie gehört, um befestigend im Glauben zu wirken und wieder einmal mit grellem Licht die Wahrheit von der Existenz eines bösen Geistes zu beleuchten.

Am rinnenden Brunnen

Von Betty Schneider

236 Seiten; geb. Preis: reduziert RM. 2.60

Ein echtes tiefes Mädchenbuch, viel gelesen und beachtet. Skizzen und Erzählungen sind recht tief empfunden und bieten edle, reine Seelenfreuden für die Leser.

Zu beziehen von den Mariannhiller Missionsvertretungen oder dem
St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bay.